

Östtjölens Hjematblätter



5. Jahrgang 1928.

Heft 2/3.

Redaktion: Schriftleiter Andrae Piller, Lienz. Alle redaktionellen Beiträge und Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „D. S.“ in Lienz, Dittrol, Postfach 22.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, wie Neubestellungen, Adressänderungen und Geldsendungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der „Lienzer Nachrichten“, Lienz, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (6 Nummern) einschließlich Postzusendung und Verpackung, jedoch ohne „Lienzer Nachrichten“ 8 Schilling, mit denselben 9 Schilling. Für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnummer 40 Groschen. Zur Beachtung: In Dittrol können die „Dittroler Heimatblätter“ nur mit den „Lienzer Nachrichten“ bezogen werden. Anzeigen haben in den „Dittroler Heimatblättern“ Erfolg.

Zeiger:

Erste Predigt Beda Webers, gehalten zu Lienz am Rosenkranz-Sonntage 1824.

Das k. k. salzburgische Pfleg- und Landgericht der freien Herrschaft Lengberg.

Die Pfaffn. :: Von J. Oberforcher.

Die Kirchfahrt Hollbruck.

Kostbare Gemälde in Lavan'.

Ursprung und Ende einer „Wallfahrt“ bei der Lienzer Klause.

Zur Frage „Eisenkühe“. :: Von Dr. Leop. Molinari, Rechtsanwalt in Lienz.

Zur Geschichte der Fraktion und Expositur Kalkstein.

Einige Erstbesteigungen. :: Von R. Konstantini.

Uebersetzung der heimischen Musikpflege. :: Von Otto Eberhard, Musikschriftsteller in Salzburg.

Wider die Viehseuche im Jahre 1796.

Billgrater-Stückel.

Vom Brecheln in Prägraten. :: Von E. B.

Familie Rainer (Leberer) auf dem Sehenhof zu Lengberg.

Zauberhafte Geldbeschaffung.

Theater in Birgen.

Aus Billgraten und Jzeltal.

Bücherschau.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz

(B a u e r n h e i m)

ist pupillarsicher wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen, insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern u. Kautionen bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Ver-
band reg. G. m. b. H. Innsbruck,

Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Sparbücher und in laufender Rechnung zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je

nach Grösse und Erlagsdauer besondere Sätze), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupons) und verlostene Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks, Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen, kauft und verkauft ausländisches Papier- und Hartgeld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt Erneuerungs-Scheine und neue Zinsscheinbogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Werisachen in Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen gegen mässige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtl. Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatsblätter

Beilage der „Lienzer Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

5. Jahrgang.

Heft 2/3

Erste Predigt Beda Webers gehalten zu Lienz am Rosenkranz-Sonntage 1824.

Liebe Brüder! Ich betrete heute das erste Mal als neuweihter Priester die Kanzel. Ich rede nicht zu unbekanntem Menschen, die ich das erste Mal sehe, sondern zu euch, unter denen ich geboren und aufgewachsen bin, von denen ich vor wenigen Jahren in fremde Gegenden auszog, um als Priester heimzukehren. Gott hat uns vor jenem heiligen Altare nieder zusammengeführt, daß wir einander wechselseitig erbarmen und ihm heilige Treue geloben im Leben und im Sterben. Ich fühle mich glücklich, daß ich auch in seinem Namen anreden und sein heiliges Wort an die Seele legen darf. Der heutige Tag, an dem wir die hochgeehrte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes verehren, erscheint mir als ein besonderes Glück für meine erste Predigt, denn niemand hat das Wort Gottes früher angehört und treuer befolgt als Maria, von deren Fürbitte ich die Kraft der Rede und die Eindringlichkeit in eure Herzen erwarte, damit ihr euch vom Geiste Gottes leiten und regieren laßt in einer Welt voll Gefahr und Untreue gegen unser ewiges Heil, Laus und das Wort Gottes hören und es bewahren wie Maria! denn das Wort Gottes ist vom Himmel gekommen und führt uns wieder zum Himmel zurück, es wird aber gegen uns zeugen und uns verdammen, wenn wir dasselbe auch ein rüchthafes Leben verachten. O Heiland, Jesus Christus! sei mit deiner Gnade bei mir, daß ich mich deines heiligen Evangeliums nicht schäme, welches du im Tode verließest, für welches deine Apostel und Märtyrer gebietet haben und das noch immer Wunder in gläubigen Seelen wirkt. Sei bei uns allen, daß wir dich als Leben und Wahrheit verstehen und lieben!

Das Land, welches wir bewohnen, ist ein fremdes Land, wo wir als Fremdlinge und Pilgrime eine Weile wohnen und brechliche Hütten bauen, bis wir gezwungen sind, sie wieder abzubringen und in ein Land einzugehen, das unser wahres, einziges

Vaterland ist. Unser Leben ist eine fortwährende Pilgerreise, die nach der ewigen Heimat trachtet und einen Wegweiser aufsucht, der uns einführt in die ewigen Hütten, wo uns Gott mit seinen Engeln und Heiligen erwartet und für uns schon Wohnungen bereitet hat. Dieser Wegweiser, der uns den Pfad zur ewigen Heimat zeigt, ist der eingeborene Sohn des ewigen Vaters, Jesus Christus selbst. Er kam nach den Rathschüssen der unendlichen Erbarmungen Gottes aus dem Schoße des Vaters zu uns herab und verkündigte drei Jahre lang das göttliche Wort, welches von dem Vater ausgegangen war und als er wieder in die ewige Heimat zurückkehrte, sandte er 12 Apostel aus mit dem Befehle: „gehet hin und prediget allen Völkern das Evangelium und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe“. Die Apostel, gehorsam dem Befehle ihres Meisters, zogen aus in alle Länder des Erdbodens und predigten mit hohem Apostel-eifer und predigten allen Völkern das Wort vom Kreuze und die Gewaltigen der Erde beugten gläubig ihre Knie vor dem Gottmenschen, der das göttliche Wort aus dem Himmel zu den Menschen brachte, vor dem Lamm, das zum Heile der sündigen Menschheit erwürgt ward auf Golgotha. Sie ernannten Bischöfe und Priester an ihrer Statt, als sie schieden von der Erde und erteilten ihnen durch Handauflegung den heiligen Geist. Sie wurden dadurch, wie die Schrift sagt, auserkoren, zu weiden die Gemeinde Gottes, die er durch sein Blut erworben hat. Es wurde das Priestertum des neuen Bundes gegründet, dessen wesentliche Pflicht es ist, das Wort Gottes aus priesterlicher Amtsvollmacht allen Völkern zu verkünden.

An diese freundigen Bekenner der Gottheit Jesu Christi, an diese Verkündiger des göttlichen Wortes erging der Befehl des Herrn: „Was ich euch sage in Finstern, das redet im Lichte, und was ihr höret

ins Ohr, das predigt auf den Dächern. Ihr seid es nicht, die da reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der redet durch euch. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer euch haßt, der haßt mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich."

Das Wort Gottes, verkündet durch den Pfarrer, der durch die Handauflegung des Bischofs auser-

sen und geheiligt worden ist, ist nicht sein Wort, es ist das Wort der ewigen Wahrheit, die nicht betrogen kann, es ist das Wort der ewigen Weisheit, die alle Dinge, auch die verborgenen und geheimen umfaßt, es ist das Wort, das für den Menschen voll himmlischen Trostes ist und ihn gebietet ins ewige Leben.

* * *

Das k. k. salzburgische Pfleg- und Landgericht der freien Herrschaft Lengberg.*)

I. Topographie.

Der Name Lengberg, der als „Lengenberch“ 1207 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, dürfte nach W. (Wernspacher) davon herrühren, daß sämtliche Siedlungen des Bezirkes an den nordseitigen Berghängen angelegt sind, so daß er also nichts anderes bedeutet als „(Siedlung) längs dem Berge“; auch Staffler und der faust um eine gewagte Ortsnamen-Ableitung gar nicht verlegene Beda Weber stimmen mit W.'s Erklärung überein; ein Beweis für Beda Webers diesbezügliche gewagte Klünste ist seine Ableitung des Namens Nikolsdorf -- der Hauptortschaft des Bezirkes -- vom hl. Nikolaus, dem Hauptpatron der Lengberger Schlosskapelle; und doch ist die erste urkundlich beglaubigte Form „Itzlsdorf“ (1207), und Itzelsdorf war die allein gebräuchliche Benennung bis ans Ende des 18. Jahrhunderts; ja selbst der Diözesantopograph Türkhauser gebraucht noch ausschließlich den alten Namen. Der neue Name datiert erst aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Das ehemalige Gerichtlein Lengberg deckt sich vollkommen mit dem Bereich der Seelsorge Nikolsdorf, was der geistlichen und weltlichen Verwaltung des Bezirkes gemiß förderlich war. Gerade Östirral ist reich an Kompliziertheiten dieser Art, der Pfarrer von W.-Matrei hatte z. B. Seelsorgskinder aus 3 Gerichten. W.-Matrei, Birgen (Mitteidorf) und Leng (Oblas). Das Gerichtlein umfaßte genau das Gebiet der heutigen politischen Gemeinden Lengberg, Nikolsdorf und Nörtsch mit den Fraktionen Lengberg, Trattenberg, Lindenberg, Michelberg, Plan und Dommer, Nikolsdorf und Nörtsch. Nach der alten Einteilung (W.) umfaßte das Gericht 2 Dörfer (Nikolsdorf mit 41 und Nörtsch mit 16 Wohnhäusern), sechs Ortschaften mit 35 Wohnhäusern (zu den 5 genannten wurde nämlich auch Großegg als eigene Ortschaft gezählt) und 3 Einöden: Truttschnig, Esberger (heute „Esberger“) und Michholz, so daß sich damals im Gericht 95 Privatwohnhäuser vorfanden. Dazu kamen noch an öffentlichen Gebäuden zwei Kirchen, das Schloss mit Nebengebäuden, das Markthaus, der Pfarrwidum und das Schulhaus. In 1½ Stunden durchwandert man das Gericht seiner ganzen Länge nach vom Grajzegebirge unterhalb Nörtsch bis zur Kärntnergrenze unterhalb Christophen.

Den südlich der Drau gelegenen Teil des Gerichtes muß man fast als unfruchtbar bezeichnen, da er nur spärlichen Wald und magerer Weide bietet (W.); er wird gebildet vorzüglich durch das Jagratgebirge, wie W. schreibt; auf unsern Karten heißt es allgemein Jabrat, Jabarat u. dgl. Wernspacher läßt dies Gebirge „aus zwei Gipfeln“ bestehen, deren vorderer „die Freilung“, der hintere aber „Hochstadel“ heiße; die Höhe des letzteren schätzt er auf mindestens 7000 Fuß, tatsächlich beträgt sie 2678 Meter. (Wernspacher irrte also -- entscheidbarer Weise -- um 460 Meter!) 1)

Das Klima ist sehr günstig, die später folgenden Mitteilungen über Korn-, Obst- und Weinbau beweisen es.

Die fruchtbare Bodenfläche schätzt W. auf 768 Tagbau 2) höher- und 1332 Tagbau Wiesengrund;

*.) Siehe „Öst. Heim Bl.“ 1927, Seite 89.

1) Bezeichnend ist die Bemerkung: „So hoch sich übrigens die Hochstadelspitze erhebt, so wenig bedeutend ist gleichwohl die Aussicht auf derselben. Denn man sieht kein Tal und äußerst wenig urbares (bebautes) Land, sondern nur ungeheure Berges- und Gebirgsmassen, die sich gegen Ähren, Italien, Tirol und die W. Matreier Thäler“ (hiennt wird das mächtige Draufberger Massiv bezeichnet) erstrecken. Weit angenehmer für die Augen des Wanderers sind die dem Jagrat gegenüberliegenden Berge. Sie sind vom Fuß bis zum Scheitel fruchtbar und abwechslungslich mit Wald aus Nadel- und Laubholz mit schönen Saatsfeldern, Weiden und Dehen bestanden. Keiner dieser Berge kommt dem Jagrat an Höhe gleich. Gleichwohl ist die Aussicht auf ihnen weit fruchtbarer und erquickender, denn man überblickt die schöne Fläche von Leng mit den Gruppen die den Schluß der Gebirge gegen W.-Matrei und das Pustertal theatralisch bilden, die vielen abwechselnden Inseln, die die Drau in ihrem unruhigen Laufe formt, erahnen das Auge, wenngleich der Verstand, Kultur und Gesundheit berechnend, die Menschen der Indolenz in der Verwekung (der Drau) beschuldigen möchte. Hier liegen die zwei Kirchen von Lavant, Truttsch, Reitsch, die Kirche von Oberleng und das an hohen Felsen schwebende Helena, Grafendorf, Thurn und Nördorf, das Städtchen Leng mit seinem alten Schloß. Ebenso verliert sich der Blick rechts in die Tiefe der Berge gegen Heiligenblut, man überblickt die Gerichte Großkirchheim, das vormals salzburgische Stall und einen Teil des „Mellitz, oder Mühl-Teales“.

2) Der salzburgische Tagbau entspricht dem sonst in der Lengberger Gegend gebräuchlichen Anbau; damit wurde ursprünglich eine Fläche bezeichnet, die an einem Tag umgebaut werden konnte; allmählich wurde die Fläche fixiert und ein Anbau mit 400 Wiener Quadratklaster = 14.360 A. berechnet. (Wittenthauer, Die alten Lokalmasse und Gewichte in Tirol und Vorarlberg.)

dabei sind die Bergwiesen mitgerechnet, „deren Bearbeitung mit vielen Mühen, nicht selten auch mit Gefahr verbunden ist, welche aber der des W.-Matreier Bauern niemals gleichkommt“. (W. war, bevor er Pflögwaller in Lengberg wurde, Oberschreiber in W.-Matrie und kannte also die dortigen Verhältnisse.)

Die Waldungen des Gerichtsbezirkes, die ungefähr 2000 Tagbau der Bodenfläche einnehmen, „sind durchaus schlecht gehalten“; sowohl sie wie auch die Auen (ca. 1000 Tagbau an Fläche) würden „durch eine genauere Forstwirtschaft und Aufsicht“ nur gewinnen.

Eine ständige Last für die Gerichtsgemeinden bildete die Drau, die bei starkem Regenwetter im Oberland oder Iseltal eine furchtbare Höhe erreicht, so daß sie beim Eilbruch der Verwerfungen den größten Teil des flachen Gerichtsbezirkes bedroht, was immer mit Ueberschwemmungen verbunden ist. Ihr Wasser ist reizend und frist oder wühlt nur in der Tiefe; auch ändert sie ihr Bett immer wegen des außerordentlichen Stein- und Sandgeschiebes, das ihr die Bergbäche zuführen, und der daraus entstehenden Unmöglichkeit, sie in eine gerade Furz zu bringen. Der Trattenberg- oder Korberhoch, der Sopponitzen- oder Kaprein-, der Gantschen- und der Chrysanthem- oder Dammerbach vergrößern die Last der Gemeinde, und obwohl an gefährlichen und zu Zeiten verheerenden Gewässern Ueberfluß herrscht, entbehrt der Bezirk doch guten Trinkwassers und zu W.'s Zeiten konnte man fast nur Ziehbrunnen und Zisternen; W. erwähnt noch 3 kleinere Bächlein, deren Namen schon interessant sind: das Kropfkachl, so genannt, weil die Leute, die sein Wasser genießen, Kröpfe bekommen sollen; das Silberbachl, das auf alten Silberbergbau hinweist, und das Windischbachl, dessen Name an die Zeit wendischer Besiedlung erinnert.

II. Geschichte.

Als der letzte Graf von Lechsgemünd, Heinrich, dem Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, seine schon Jahre zuvor (ca. 1182) versprochenen Güter im Drau- und Iseltal um 2850 Mark Friesacher Münze verkaufte, behielt er sich u. a. auch „Lengenberg“ als Eigentum vor. Doch muß auch diese Besitzung noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an Salzburg gekommen sein; auf welche Weise dies geschah, wissen wir nicht. (Widmann³⁾ weiß, daß bis 1291 die Edlen von Taufers mit dem Gebiet von Lengberg belehnt waren. Noch im 15. Jahrhundert wurde dasselbe zu einem förmlichen Pflöggericht ausgestaltet.⁴⁾

³⁾ Geschichte Salzburgs II 151.

⁴⁾ Das beweisen „Tiroler Weltstüme IV/2 Seite 785—788.“ Vermerkt das Erfinden und Uetellen der Berechtigung und Bimerch (=Grenzen) zu den Landtalbing des Gerichts Lengberg anno domini m c c c c l x v i i i Jahr; (1468) die Papierhandschrift bewahrt das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien; sie enthält die genauen Gerichtsgrenzen, sowie Wald-, Weide- und Gerichtsordnung. Die salzburgischen Leidlinge“, herausgegeben von Siegel und Tomasek, enthalten eine spätere Gerichtsordnung: „Oeb-

Landesherr war durch beinahe 600 Jahre der Erzbischof von Salzburg; doch stand er scheinbar eigentlich nie so recht im Genusse der vollen Landeshoheit und der hohen Gerichtsbarkeit: „rück-sichtlich der Landeshoheit besonders des Bann- und Achtgerichtes, der zu entrichtenden Steuern und zu leistenden Landes-Defension“ gehörte Lengberg stets zu Tirol, so führte der Tiroler k. k. Rentmeister Josef Kassian Hueber 1814 weitläufig aus⁵⁾, allerdings in erster Linie um zu verhindern, daß Lengberg endgültig dem Kronland Kärnten zugeteilt würde, obwohl es geographisch auffallend zum tirolischen Bezirk Lienz gehört, indem das imposante „Kärntner Tor“ einer der markantesten Grenzpunkte unseres Heimatländes ist. Daß ein so kleines, vom übrigen salzburgischen Territorium völlig abgetrenntes Gericht die volle Landeshoheit und was damit zusammenhängt, nicht zu behaupten vermochte, ist mit Rücksicht auf den Macht Hunger der Mächtigen von einst eigentlich wohl selbstverständlich; es ist dies das Los aller der kleinen Gerichtsprengele von ehemals, unter den 9 Osttiroler Gerichten besaßen nur zwei die „hohe Gerichtsbarkeit“ (Blutbann, Bann und Acht), nämlich die Landgerichte Heinfels und Lienz, alle übrigen mußten ihre Schwerverbrecher, die Malefizanten, an genau bestimmtem Ort „mit der Anklage im Bujen“, durch ihre Gerichtsdienere dem Gerichtsdienere des zuständigen Landgerichts überstellen. Von den beiden salzburgischen Gerichten Osttirols konnte W.-Matrie mit Mühe und Streiten etwas mehr an Gerichtsherrlichkeit für sich retten: es durfte die Gerichtsverhandlung auch gegen Malefizanten durchführen, mußte dieselben aber zur Vollstreckung des Urteils dem Landgericht Lienz ausliefern und zwar an der Gerichtsgrenze, dem Gassenbach oberhalb St. Johann i. W., der wohl aus diesem Grunde den Beinamen „Diebsbach“ führt.

Lengberg hingegen war ein reines Schubgericht: jeder Malefizant mußte innerhalb dreier Tage nach seiner Ergreifung dem Lienzer Landgerichtsboten ausgeliefert werden. Hueber führt in der vorerwähnten Schrift (Dip. 980) einen Fall vom 17. Jänner 1562 an, an welchem Tag der Pflöggerwalter von „Lengberg“ eine Malefizperson an der Canfin übergeben habe, welche vom Landrichter von Lienz, Kaspar Genell, „nach altem Brauch und Herkommen“ im Beisein des Amtmanns, Stadtrichters, mehrerer Bürger und vieler anderer — im ganzen bel 200 Personen — übernommen worden sei. (Freilich ist der Ausdruck „nach altem Brauch und Herkommen“ von fetten Wolkenstein'scher Beantworte mit Vorsicht aufzunehmen! Denn die Wolkensteiner als Pfandinhaber der Herrschaft Lienz waren nicht gerade die ungeliebtesten Herren!)

nungen und Sagen der Herrschaft Lengberg“ (S. 329 ff.); diese wurden niedergeschrieben 1673 und enthält zwei Nachträge von 1706 betr. Feiertagsverläßnis und einen anderen von 1711 über Wirtshauszügen und Basslgehen!

⁵⁾ Innsbrucker Museum, Dip. 960.

Bezüglich des Steuerwesens scheint sich Tirol über beide salzburgischen Gerichte seines behaupteten Rechtes nie bedient zu haben, oder doch wenigstens im Wege von Reizen von seinen Ansprüchen wieder abgestanden zu sein.

W.-Matrei und Lengberg mußten – nach Huebers Darstellung auch im Falle des allgemeinen Aufgebotes ihre Zugsummaschaft dem tirolischen Aufgebot zuwähren. Kaiser Max I. hatte am 23. Juni 1511 das sogenannte Tiroler Landlibell erlassen, welches das militärische Aufgebot des Landes zur Selbstverteidigung im Falle kriegerischer Entwicklungen regelte und das bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Grundlage der „Landesdefension“ bildete. (Zum Tell war es ja noch bis zum Weltkrieg wirksam!) Demnach konnte der Landesfürst im ersten, zweiten, dritten, vierten Zug 5, bzw. 10, 15 oder 20 Tausend Mann unter die Waffen rufen; die Anzahl der zu stellenden Knechte war auf die einzelnen Gerichte aufgeteilt und, da dieselben auch durch Zahlung in Geld abgelöst, rekrutiert werden konnten, darf es nicht wunderlich erscheinen, wenn man bei der gerichtsweisen „Repartition“ auch auf „Bruchteile von Kriegsknechten“ stößt! Beim kleinsten Zug von 5000 Mann hatte „die Herrschaft Lienz und ihre Gegend“ 500 Mann zu stellen. 1704 hat der tirolische Landesfürst für die zwei salzburgischen Gerichte Osttirols folgende Stellungspflicht angeordnet:

dem 2. Zug:	W.-Matrei	47 $\frac{1}{2}$	Mann;
	Lengberg	7	„
3	„	W.-Matrei	37 $\frac{1}{2}$
	Lengberg	10 $\frac{1}{2}$	„
4	„	W.-Matrei	30 $\frac{1}{2}$
	Lengberg	11	„

Von W.-Matrei ist nun bekannt, daß die Beitragsleistung zur tirolischen Landesdefension von Salzburg anerkannt worden ist; denn 1564, zur Zeit der Maximilianischen Venetianerkriege, beschränkte sich Erzbischof Leonhard v. Keutschach darüber, daß die kaiserlichen Feldobristen von den W.-Matreibern persönlich den Kriegsdienst forderten und nicht mit den Leistungen in Geld, Proviant und Fronndiensten zufrieden waren⁶⁾. Von Lengbergs Beteiligung an der Landesverteidigung fehlt aus alter Zeit jede Spur; auch von einer „Schützenhilfe“ 1703 wissen wir von beiden Gerichten nichts, wohl aber davon, daß im Sturmjahr 1809 die Schützen beider Gerichte im Verbands des tirolischen Aufgebotes bis zum letzten Augenblicke ansharrten.

Das Gericht führte den Titel einer „freien Herrschaft“ wirklich nicht ohne Grund, da es drei kostbare Freiheiten genoss: es war – mit Ausnahme des allgemeinen Aufgebotes – frei von Rekrutenstellung, von Steuern und Zöllen! Der erste Rekrut zog 1780 nach Salzburg, die ersten Steuern wurden 1811 getrieben, als Lengberg illirisch war und 1808 ward die Zollbefreiung aufgehoben

⁶⁾ So verleihe ich die Stelle in den „Mitteilungen der Ges. für Salzbg. Landeskunde“ 1867 S. 85.

worden, zur Zeit, als Lienz mit dem übrigen Tirol bayrisch war; freilich war die den Gerichtsuntertanen zur Pflicht gemachte Einhaltung der „Post-, Militär- und Kommerzialschraffe“, die von den Bächen und Bächlein so oft verwilligt wurde, eine bedeutende Steuerleistung, die aber doch umso weniger als drückend empfunden wurde, weil sie in natura, durch Manns- und Pferdeachteln, abgedient werden konnte, bzw. mußte.

Anders als die tirolische Darstellung des Verhältnisses zwischen Pflegergericht Lengberg und Landgericht Lienz, bzw. zwischen Salzburg und Tirol hinsichtlich Lengberg, fürchtete die salzburgische! Salzburg betonte und beanspruchte stets die vollen Hoheitsrechte und die volle Gerichtsbarkeit und anerkannte nur, daß Lengberg die Verbrecher, in deren Fällen das salzburgische Hofgericht auf Tod erkannte, dem Landgericht Lienz zur Exekution des Urteils überstellt würden, und daß Lienz seine eigenen Verbrecher durch das Gebiet des Pflegergerichtes transportieren dürfe.

Trotz verschiedener Vereinbarungen (Rezeffe von 1533, 1690, 1699) und mehrmals geführter Kommissionen (so bes. 1652 und 1723) bildeten sowohl die Gerichtsgrenzen wie die Hoheitsrechte belästete Reibungsflächen zwischen den Regierungen von Innsbruck und Salzburg und deren Beamten in Lienz und Lengberg.

Mit der allgemeinen Säkularisation in Deutschland, die auch den weltlichen Besitz des Erzbischofs von Salzburg aufhob, begann sich Lengberg eine Zeit lang häufiger Regierungswechsel, die an die Herzen der Untertanen keine kleinen Anforderungen stellte. Nachdem sie beinahe 600 Jahre des Erzbischofs Untertanen gewesen waren, mußten sie 1803 dem neuen Herrn Salzburgs huldigen, dem Großherzog Ferdinand von Toskana. Der Preßburger Traktat vom 26. Dezember 1805 brachte die Herrschaft Lengberg an das Kaiserthum Oesterreich; am 26. Februar 1808 wurde sie mit Kärnten vereinigt, im Wiener Frieden als ein zu Salzburg gehörig an Bayern abgetreten, jedoch schon 1810 von Napoleon dem französischen Illyrien einverleibt und mit 1. Jänner 1812 der Mairie Oberdrauburg (Friedensgericht Greifenburg) unterstellt. Nach dem Einmarsch der österr. Truppen im September 1813 ward Lengberg als „Greifenburger Untergemeinde Nikolsdorf“ provisorisch mit Kärnten und mit 1. Mai 1816 über eigenes Ansuchen definitiv mit Tirol vereinigt. Eine wahrhaft stattliche Reihe von Regierungsänderungen! (In 13 Jahren 6 bzw. 8 Landesherren!)

Das Pflegamtspersonal bestand aus einem Pfleger oder Pflegsverwalter, einem Gerichtsschreiber, einem Gerichtsdiener und einem Wegamtschreiber. Es kam vor, daß die Herrschaft samt ihren Einkünften einfach verpachtet war. So scheint es namentlich in allen Zeiten gewesen zu sein und so war es auch unter dem letzten erzbischöflichen Pflegskommissär Josef Franz Geizinger. Die Inhaber des Pflegergerichtes mußten sich dann auch den Schreiber auf

eigene Kosten halten. Ward aber ein salzburgischer Staatsdiener als Pfliegerbeamter, Pfliegerverwalter oder Administrator eingesetzt, der seinen fixen Gehalt von der Hofkammer bezog und mit ihr die herrschaftlichen Einkünfte aller Art verrechnen mußte, so wurde auch der Schreiber von der Hofkammer besoldet. „Zur leichteren Vollstreckung der Befehle und Aufträge, zum leichtern executiven Zwang besteht hier wie anderwärts seit den ältesten Zeiten ein Gerichts- oder Amtsdienner, der auch den betreffenden Gerichtsuntertanen alles ansagen, sie im Bedürfnisfall verschaffen, über die Koblater Aufsicht haben usw. muß. — dormalen Josef Bürhammer . . . er verleiht auch den Dienst eines Kassenrechters“. (W.) Dieser hatte wohl das Eintreiben, Messen und Verwalten der Naturalzins an Getreide u. s. w. zu besorgen. „Dafür hat er freie Wohnung im Mauthaus, einige Grundstücke, einige Natural- und Geldgefälle zum Dienstgenusse, welche jährlich 216 fl. betragen.“ (W.)

Das Mauthaus, wo seit 1765 der Wegmantschreiber amtierte, liegt unmittelbar am Fuße des Schloßberges, ein gutes Stück abseits der heutigen Bundesstraße; die alte Straße führte eben nördlich des Gehrenhofes am Schloßhügel vorüber. Der Hausname „Mauthaus“, der einem Hause in Nikolsdorf zu W.'s Zeiten eignete, deutet darauf hin, daß schon früher eine Wegmaut eingehoben wurde, allein W. kennt Mautrechnungen erst seit dem Jahre 1765. (Wahrscheinlich hängt die Errichtung dieser Mautstelle in Lengberg mit der Verbesserung der Pütererstraße zusammen, wie in diesen Blättern 1925. S. 154, bez. Anras mitgeteilt wurde.)

Es folgt nun die Reihe der Lengbergischen Pfliegerbeamten mit Hinzufügung der wenigen Tatsachen, „der Vorfällenheiten“, die in der Geschichte des Gerichtleins bemerkenswert sind.

Peter Moshammer, Briege zu Lengberg. 1453, 10. August, wird er neben Wolfgang von der Alten, Pflieger zu Stall, genannt 7).

Hanns Baumgartner, Richter zu Sggsdorf, als Spruchmann 1523, 10. Juni. 8)

Joachim von Rain, um 1545. Er verfaßte das erste ordentliche Verzeichnis der Einkünfte des Vikars. (W.)

Pangraz Benzl, zwischen 1560 und ca. 1570. Manghofens genealogischem Werke nach stammt er aus Tillyach; seine Frau war eine Leisacherin, Christine Kerschbaumerin, er selbst ein Ahnherr der Freiherren von Sternbach.

Silvester Schaimann v. Hämerlaß (Hamerles, Hämerlöß usw., in einer Unmenge von Schreibarten!) 1571—1615/9). W. hat noch seinen Grabstein in Nikolsdorf gesehen. Andre Berger (1574, 1583) war sein Gerichtsverwalter, ebenso wohl

Adam Tagger (1588, 1592) und Hans Stettmüller (1595, 1610); es ist schwer, zwischen „Unterrichter, Pfliegerverwalter, Gerichtsschreiber und Richter zu Sggsdorf“ eine Unterscheidung durchzuführen, und alle diese Ausdrücke kehren für Schafmanns Vertreter wieder!

Hans Enjolt, 1615—1634, ein Sohn des Lienzer Stadtrichters gleichen Namens und der Kunigunde v. Gendorf; von ihr kaufte er 1622, 30. März, den Anitz Gendorf zu Stribach; er verfaßte das älteste Urbar, datiert 28. Juni 1615. 10)

André Mullet v. Thurnhausen, 1655—1659; entsproßte ebenfalls einer Lienzer ratsbürgerlichen Familie und war 1638—41 Ratschreiber, 1641 bis 1643 Bürgermeister der Stadt, 1639 auch ihr Vertreter im Landtagsausschuß, seit 1646 Pflieger zu Stall; 1659 resignierte er die Pflieger Lengberg, behielt aber Stall. Er besaß Adelsfreiheiten und den Anitz Thurnhausen mit dem Gemäuer der alten Münze hinter dem heutigen Gasthof „zum schwarzen Adler“; 1673 verkaufte er den Anitz an Thoman Nibler, Bürger des Rats und Gastgeb zu Lienz. Leonore Fortschneider von W.-Matrei war seine Frau.

Hans Christoph Kammerlander 1659/61, Sohn des Lienzer Bergrichters und Waldmeisters Christoph Kammerlander; später erscheint er als Urbaramtmann zu Lechtenberg im Birksgau.

André Mullet v. Thurnhausen war 1661—1667 wieder Pflieger in Lengberg, hinterließ aber bei dem diesmaligen und endgültigen Abschied von der Pflieger nicht unbedeutende „Amtsrückstände“, die aus seinen im Gerichtsprängel liegenden Eigengütern gedeckt worden zu sein scheinen.

Johann Franz v. Planta, Freiherr zu Wildenburg, 1667—1677, Verfasser eines neuen Haupturbars; vielleicht war er es, der im Schlosse verschiedene Verbesserungen vornahm? (Die Türen des Mittelsaales tragen die Jahreszahl 1667.)

Kajpar Fischer, 1677—1683; später Pflieger zu Stall, dann in Maria Saal, früher Amtschreiber beider Herrschaften Lengberg und Stall.

Kajpar von Magern, 1684—1685.

Johann Thomas Lürzer, 1685—1687.

Johann Adam Spizhofer, 1687—1692. Die 5 letztgenannten waren fixbesoldete Beamten.

Franz Reiter v. Rittersfeld 1692—1702; die bisher in Bestand gegebenen Pfliegeramtsgüter wurden ihm nebst Getreide- und Ruchendiensten an Besoldungsstatt überlassen, alles übrige mußte dem Amte verrechnet, aber auch alle Ausgaben vom Amte bestritten werden.

Johann Adam Ignaz Lasser v. Zollheim 1702 bis 1704 (aus der Matreier Pfliegerfamilie).

Georg André Berwieser v. Waeßenthal 1705—1714; später Pflieger in Maria Saal.

Johann Jud 1147—1722 (Gerichtsschreiber in W.-Matrei); ihm folgt sein Sohn

Johann Wolfgang Jud 1722—1724,

10) G. D. St. Archivkorresp. Cob. II | 645.)

7) Mattzblatt 3. Archiv f. d. Gesch. Quellen Bb. 4 S. 26.

8) Gemeindefachlo Verfass.

9) Ein Akt des Konfistorialarchives in Wien erweist ihn schon 1571 als Pflieger; es handelte sich damals um eine Aussage betr. Vikar Berger, die im Abschnitt über Seelsorge erörtert werden wird.

Josef Anton Sud 1724—1753, ein Bruder seines Vorgängers. Der Herrschaftsverwalter von Lengschreibt an seine Oberbehörde im kgl. Damenstift in Hall am 7. Mai 1743: „Der Pfleger zu Lengberg ist ein seltsamer Mann, hat vormittag einen toffen, nachmittag einen vollen Kopf.“

Johann Dismas Sud 1753—54, Interimsamtter nach dem 22. Juli 1753 zu Lengberg erfolgten Tod seines Vaters und Vorgängers.

Johann Bapt. Dominik Muz 1753—60, in welchem Jahre er abgesetzt wurde, weil er keine Rechnungen und Bilanzen vorlegte 11).

Christoph Trauner 1760—1763. (S. L. K. 1909.)

Anselm Hem, Gerichtschreiber in W.-Matri, versah das Amt interimistisch bis zur Uebernahme des Amtes durch Gehinger 1763. „Alle Nachfolger des Reiters v. Rittersfeld verwalteten das Amt gegen Bezug derselben Emolumente wie er (Amtsrechnungen 1693—1763) und das Archiv weist aus dieser 70jährigen Periode keine Urkunde eines besonderen Privatfleißes oder Verwendung auf. Dominik Muz lebte meist im Widerspruch mit seinem Berichte, aber auch mit sich selbst!“

Josef Franz Gehinger 25. Oktober 1763 bis 4. Juli 1804. Er übernahm die Pflege „samt allen ihren Gefällen, die einzigen hohen Strafen oder fl. jährlichen Pachtgeldes in Bestand und bestritt Landhauptmannswandel ausgenommen, um 500 von diesem zugleich alle Ausgaben des Amtes“. (W.) Er legte 1766 ein neues Haupturbar an, dessen Vorzüge W. kaum genug zu preisen weiß; den Sitz des Gerichtes übertrug er vom Schloß Lengberg in den von ihm erbauten „Gehingerhof“ (Gehingerhof) an der Landstraße; in wirtschaftlicher Beziehung war er ein fortschrittlicher Mann: „Nicht bloß für Ordnung in dem Gange seiner Amtsgeschäfte besorgt, trachtete er ebenso emsig für die Aufnahme der Kultur und des Landbaues und sicher sind unter seiner Amtierung aus den dasigen Freilaunen bei 200 Tagbau Grund urbar gemacht und seitdem zu Bau- oder Mahdgrund benützt worden. So entstand der Gehingerhof als

eine Halbhube und eine Heusche (Heusche, Kleinhäusler = 1 Mchtel Hube), die Kadergeusche in Lengberg, so zwei Heuschen nämlich die Mösle- und Maurertrattengeusche zu Nikolsdorf.“ (W.) Auch in anderen bäuerlichen Belangen war er beispielgebend tätig, wie wir noch sehen werden. — Nach 41jähriger Amtsführung resignierte er und wurde als kurfürstlich salzburgischer Rat und Pfleger mit einer Jahrespension von 400 fl. in den Ruhestand versetzt (4. Okt. 1804). Doch schon am 23. Juni 1805 folgte er seiner Frau (Mariaanne Lasser v. Zollheim, † 20. Okt. 1800 im Alter von 71 Jahren) in die Ewigkeit nach, 72 Jahre alt; beide liegen im Friedhof zu Nikolsdorf begraben (Grabstein an der Kirchenmauer); ein von einem Kreuz überragter gemauerter Bildstock an der Stelle der Reichsstraße, wo der Weg zum Gehingerhof und dann weiter zum Schloß abzweigt, erinnert ebenso an den verdienten Mann. (A. F. v. G. 1794.)

Erhard Kienberger, Pfleger in W.-Matri, versah die Pflege ein Jahr lang, nachdem sie dem Pflegeramt W.-Matri einverleibt und in Lengberg zur Besorgung der wichtigsten laufenden Geschäfte ein Amtschreiber aufgestellt worden war. Nach ihm kam

Anton Wernspacher, der Verfasser der Statistik, der dem Rat vom 1. Juli 1805 solange vorstand, als es salzburgisch war (1805—1808).

Josef Adolph, bisher Controller der österr. Herrschaft Frenstein in Obersteier, amtierte vom 8. Juni 1808 bis 13. April 1810.

Franz Luschin, nach Uebergabe Lengbergs an Frankreich vom 23. April 1810 bis 17. August d. J.; auf seine Abberufung nach Laibach hin verwaltete

Josef Kneuß das Amt (17. August bis 18. Oktober 1810), worauf Luschin wieder den Dienst übernahm (bis Ende 1811).

Mit 1. Jänner 1812 wurde das Gericht Lengberg endgültig aufgehoben.

Die Pfaffin.

Von J. Oberjacher.

E. Anzerle hat im letzten Heft der „Österr. Heimatblätter“ aus Lehrer Jakobers Heimatbuch einige der vielen Sagen gebracht, welche sich mit der „Pfaffin“ beschäftigen. Nach meiner Jugenderinnerung aus Oberdriem ist die Pfaffin in der Lengberger Gegend auch unter dem Namen der Perlogerhege bekannt, weil sie sich eben dort in der letzten Zeit ihrer Freiheit aufhielt und dort auch gefangen worden war.

11) So Mitt. Ges. f. S. L. K. 1909; Wernspacher legte das Ende seiner Amtsdauer auf 1768 an und erwähnt den Nachfolger des Muz überhaupt nicht.

Die Sagen der Pfaffin sind Sage, ihre Person aber ist geschichtlich und ihr Prozeß hat sich zum großen Teil in zwei mächtigen Bänden im Innsbrucker Museum (Dis. Nr. 911 und 1115) erhalten. Dr. Ignaz Pfaundler hat über diesen Prozeß in der Zeitschrift des Innsbrucker Ferdinandeum bereits im Jahre 1843 einen längeren Aufsatz veröffentlicht. Eine Veröffentlichung des ganzen Prozesses, so interessant er in vieler Hinsicht für uns Österr. wäre, ist wegen des großen Umfanges und wegen des grauenvollen Inhaltes hier nicht möglich. Ich beschränke mich heute darauf, die

Person der „Pfläfin“ nach den Prozessakten metenen Landsteuten vorzustellen, vielleicht gibt sich später Gelegenheit, auch einiges aus den Verhören mitzuteilen.

Der richtige Name der Pfläfin ist Emerenzia Pichlerin. Sie wurde um 1633 zu St. Veit i. D. als eheliche Tochter des Veit Pichler und der Magdalena Mannin geboren. Ihre Taufpatein war Emerenzia Brunneggerin. Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges (1618-1648); ihr Vater zog, wie viele andere Österröler, der Lust nach Abenteuer, der Hoffnung nach Beute, Reichtum und Ehre folgend, vielleicht auch dem heimatischen Land entfliehend, als Soldat in den Krieg und kam darhin um. Die Mutter wurde Wirtschaftlerin beim Vikar Bartholomäus Schandermann in St. Jakob i. Def. und hier wurde Emerenzia auch aufgezogen. Nach Schandermanns Tode 1649 kam Emerenzia zum Vikar Georg Erspämer nach St. Veit i. D. Erspämer war ein gebürtiger Triftacher, 1638-1645 Vikar in Leisach, 1645-1655 Vikar in St. Veit, kehrte er 1655 wieder nach Leisach zurück und nahm Emerenzia dahin mit. Diese Beziehung zu den Pfarrhöfen brachte der Emerenzia und ihrer Mutter den damals geläufigen Beinamen „Pfläfin“ ein. In Leisach heiratete Emerenzia den Christian Graf, doch verließ sie dieser aus uns unbekannter Ursache bereits nach wenigen Wochen und sie mußte als Dien in der Stadt und Umgebung ihr Brot suchen. Im Jahre 1657 ca. wurde ihr in W. Matri ein Sohn Christian geboren, und nun, da sie Mutter ist, verließ sie den Dienst und beginnt mit Veit Kramer, einem einst angesehenen, aber dann abgehaften Bauern und Weichgeschworenen aus St. Veit ein unglückes Vagantleben.

Der dreißigjährige Krieg ist mittlerweile vorübergebrannt und hat weite Gebiete Deutschlands in weite Gegenden und ausgeplünderte Brandstätten **verwandelt**. Tausende ruinierte Bauern und entlassene Kriegsknechte schwärmten mit Weib und Kindern, bettelnd, irrend und unter Umständen raubend durch die vom Kriege selbst verschont gebliebenen österreichischen Alpenländer und bildeten den Schrecken der Bauern, insbesondere der auf abgelegenen Einzelhöfen hausenden. In dieses Treiben wird Emerenzia nun hineingezogen und 18 Jahre zieht sie mit ihrer Mutter und Veit Kramer durch Tirol, Kärnten, Steiermark und Salzburg, wobei sie acht Kindern das Leben gibt. Im Winter und wenn sie wieder ihre schwere Stunde herannahen sieht, kehrt sie in ihre Heimat nach Defreggen oder W. Matri zurück. Von ihren Kindern sind 3 in St. Veit und 3 in Matri geboren. Arbeiten kann sie wegen der Kinder nicht, nur im Schnitt und bei der Heumahd hilft sie bei Bauern aus. Das Brot für sich und ihre Familie erwirbt sie durch Bettel und durch Kuren an krankem Mensch und Vieh. Die bäuerliche Bevölkerung war auf die Hilfe solch fahrenden Volkes angewiesen, wobei sie natürlich gewöhnlich schwer betrogen wurde. Zwischen Bruneck und Willach gab es damals nur

den einen Arzt, Dr. Gabriel Verzi in Lienz und in größeren Orten den einen und anderen Bader; im ganzen Bezirk Lienz nur eine ungeprüfte Hebamme in der Stadt. Gelehr hat Emerenzia ihre „ärztliche Kunst“ bei einem Bader in W. Matri, auch Veit Kramer verstand sich darauf, da er etliche Jahre bei einem Arzt im Dienst gewesen war. Die Heilmittel, welche Emerenzia anwendete, waren: „Teufelsgeistern, Kräfte, Heiliggeist, Met- und Haselwurzeln, Amespach, Callmus und Speik“, welche mit viel abergläublichen Formeln gesammelt und angewendet wurden. Mit der Religion hält sie es, wie es eben Brauch war. Sie geht an Sonn- und Feiertagen regelmäßig zum Gottesdienst und 3-4 mal im Jahre zur Beicht. Ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft war Emerenzia und ihre Familie sicher nicht, aber für all die Schandtaten, deren man sie bezichtigte und die sie unter dem Druck der Folter eingestanden, findet sich in den Prozessakten keine Spur eines Beweises.

Vom Jahre 1675 bis 1681 wurde in Salzburg ein Riesenprozeß gegen die sogenannte „Blutgenossenschaft“ des Jauberjacks durchgeführt, welcher 180 solch fahrender Bettler, Weiber, Kinder und Greise auf die Folterbank und fast alle auf den Schellerhaufen brachte *). Einer von diesen armen Teufeln, Kleimens Perger, oder Meul Perger genannt, auch ein gebürtiger Defregger, wegen Giftmord und Jauberei in Salzburg angeklagt und dann verbrannt, hatte auf der Folter am 5. November 1678 die Emerenzia Pichlerin und ihren Anhang als Mitschuldige angegeben. Das betreffende Verhörprotokoll wurde von Salzburg der Regierung in Innsbruck mitgeteilt und diese beauftragte am 14. Dezember 1678 den Lienzener Landrichter, die Emerenzia Pichlerin mit ihrem Anhang, genannt „Pfläffenschlechter“, gefänglich einzuziehen, zu verhören und das Ergebnis der Untersuchung zu berichten.

Es war mitten im Winter und Emerenzia hatte mit ihrer Familie beim Perloger ob Leisendorf in einem Zuhäusl Unterschlupf gefunden. Hier wurde sie nun mit ihrer Familie am 5. Jänner 1679 vom Lienzener Acht- und Banrichter Christof Mohr von Linnegg und seinen Knechten aufgegriffen und auf Schloß Bruck ins Gefängnis gebracht. Es waren 6 Personen: Emerenzia, ihre etwa 70jähr. Mutter und die vier jüngsten Kinder der Emerenzia u. zw. Michael, 15 Jahre alt, zu St. Veit am 20. Dezember getauft, Pate Michael Prutsch; Anna, 13½ Jahre alt, am 20. August 1665 zu W. Matri getauft, Pate Benedikt Prugger; Sebastian, 10½ Jahre alt, ca. 1668 zu W. Matri geboren, „röde- und bereits gelährt, also ganz unwekläufig“, und endlich das Martele, 8 Jahre alt, zu St. Veit am 24. Jänner 1671 getauft, Patein Schneider Maria. Der Vater der Kinder, Veit Kramer, hatte das Glück gehabt, rechtzeitig um Weihnachten in Peischlach zu sterben. Die älteren zwei noch lebenden

*) Eine Abhandlung über diesen Prozeß von Dr. Frh. Byhoff brachte die „Monatschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform“ in der Augustnummer 1927.

Kinder der Emerenzia, Christian und Katharina, waren nicht bei ihr und entgingen dadurch dem Schicksale ihrer Geschwister, wenigstens ist über diese nichts bekannt.

Auf den Bericht des Richters an die Regierung nach Innsbruck und auf die von dort am 21. Februar 1679 gegebenen Weisungen wurde am 7. März mit dem Verhören vor dem Nchl. und Bannrichter auf Schloß Bruck begonnen. Gerichtsbesitzer oder Geschworene waren: Christof Mitteregger, Georg Grebetschitscher, Marx Oberhuber, alle drei Ratsbürger von Lienz, Andreä Weber zu Thurn, Adam Riedl an der Zausen und Weiß Schlemmer zu Ruffdorf. In den späteren Verhören wurden sogar die „Rechtsgelehrten“ eigens zu diesem Zwecke aus Innsbruck nach Lienz entsendet, weil man dem Lienger Richter nicht die erforderlichen Kenntnisse in diesem heiklen Falle zutraute. Die 54, meist ganzlichen Verhör der Emerenzia zogen sich bis zum 25. November 1679 hin; diese Verhörprotokolle sind noch erhalten. Daneben werden natürlich auch noch die Verhöre der Großmutter, der Kinder und der Zeugen stattgefunden haben, müßten Erhebungen in anderen Gerichten eingeleitet werden, worüber alle Akten fehlen. Die Herrschaft Lienz gehörte damals dem königlichen Damenstifte in Hall; dieses drängte wiederholt aber vergebens auf Beschleunigung des Verfahrens, denn die Kosten des Prozesses wuchsen von Tag zu Tag und aus Emerenzias Armutel war ein Erbst nicht zu erwarten.

Auf die Gerichtsverhandlungen selbst kann ich auch hier nicht eingehen. Von den unter dem Drucke der Folter erpressten Geständnissen will ich nur die wichtigsten Delikte anführen, es sind: Diebstahl, Kirchenraub, Unzucht mit dem Teufel, Weltermachen, Verurtheilung von Hosten, Kinderraub und Teilnahme an Menschenfressereien anlässlich der Hexentänze auf der Hofalm im Debantale. Die Verhöre bilden ein Bild des Grauens und selbst die gelehrten Richter sind im tiefsten Aberglauben befangen. Die einzige vernünftige Person des Prozesses ist der Lienger Dekan und Stadtpfarrer Paul Dinzl. Der Innsbrucker Rechtsgelehrte war überzeugt, daß Emerenzia den Teufel im Leibe habe und solange der nicht herausen ist, werde man der Wahrheit nicht auf den Grund kommen. Dekan Dinzl sollte daher den Teufel austreiben lassen, doch dieser erklärte, Emerenzia habe vor wenigen Tagen erst gebeichtet und kommuniziert, sie könne daher den Teufel nicht mehr in ihr haben und lehnte jede Mitwirkung im Prozesse ab. Für die Art, wie die Verhöre stattfanden, will ich eine Stelle des Protokollens vom 15. November 1679 im Wortlaut anführen:

„Nachdem die Doctur beschlossenermaßen vorgenommen worden und die gefangene Emerenziana bei 9 Vaterunser und 9 Avearias lang entpor gegangen, hat sie mit weinenden Augen und Herablassung gebeten; mit Erbietten die gründliche Wahrheit auszusagen, maßen dieselben auf solchen Erfolg nil absein die Complices (Mitschuldigen), welche sie vor-

hero im ersten Prozeß angegeben, bestätigt, sondern noch darzue nachfolgende Gesellschaft von neuen angegeben und nebenbei auch für sich selbst all andere Auslagen an Leuten, Vieh und Wetzern, allermäßen solches mehreres protokolliert zu finden, bezogen zu haben ratifiziert (bestätigt) und gutschick zu nil Bedenken, daß die unterschiedliche gelthame Variationes (Verschiedenheiten der Aussagen) aus teuflicher Aulehrung bescheden.“

Wiederholt bittet Emerenzia um Gottes-Christi-Willen ein Ende zu machen. Während ist ihre Sorge um das Schicksal ihrer Kinder, die in einer andern Keuche untergebracht sind. „Sie möge Nil nil mehr sein, wöll lieber des Teufels sein, wann sie die Kinder geraten mlesse“, ruft sie stinmal verzweifelt aus. Von Beweisen findet sich keine Spur; das Urteil gründet sich nur auf die erpressten Geständnisse des gemarterten hysterischen Weibes und der Kinder.

Und nun möglichst kurz das Ende. Das Urteil über Emerenzia selbst ist nicht erhalten, wir kennen es aber aus Revisionsschrift und der Regierung in Innsbruck vom 16. Juli 1680. Wenn sie sich bis zur Vollstreckung des Urteils bekehrt, ist Emerenzia am Richtpfloge zu erdroßeln, dann zu enthaupten und schließlich der Körper zu Pulver und Asche zu verbrennen; doch soll sie vor der Erdrösslung noch fünfmal mit Sagen gezwickt werden. Bleibt sie aber verstockt, dann sind ihre die stin „Zwickel“ auf dem Wege zur Richtstatt hinzubringen, aber so, daß dadurch der göttliche Zuspruch des mitgehenden Pölers nicht gestört werde, und sie ist dann lebenden Leibes zu verbrennen. Das Urteil wider Emerenzia Bickleria wurde am 25. September 1680 vom Meraner Scharrichter Johann Miller auf der Galtentrate unter Grafendorf vollstreckt.

Die alte Großmutter von den Anfezungen und vielleicht auch den Wärtara erliegen sie war während des Prozesses gestorben.

Der Prozeß wider die Kinder wurde gesondert geführt. Die Verhö. protokolle schein verloren zu sein, hingegen ist aus die Verteidigungsschrift des Verteidigers der Kinder und das Urteil erhalten geblieben, so daß wir ziemlich ausführlich über die angeblichen Schandthaten der Kinder unterrichtet sind, die in nichts anderem bestanden hatten, als daß sie eben unglückliche Begleiter ihrer Mutter waren, und den Hexentänzen in Gestalt von Wolf, Fuchs, Maus oder Katze beizuwolten haben sollten. Das achtjährige Mariela hatte z. B. behauptet, daß es schon im Alter von 4 Jahren als wildes Mänslein mit der Mutter auf den Hexentanz gesehen sei. Das Urteil über die Kinder ist am 29. Juli 1680 geschöpft worden und lautet im wesentlichen Folgt: „Dahero würdet zu Recht erkennen, daß ermelte zwei Geschwister Michael und Anna das Leben verurteilt und den Tod verschuldet haben. Gestalten sie, nach auf gemelter Stadt Rathhaus beschehen öffentliche Aulehrung ihrer begangnen Missetaten, durch den Herrn Bannrichter dem Freimann überantwortet, von ihm wohlwermart zur gewöhnlichen Richtstat auf die Galtentrate geführt, sodann

männlich zu einem Schrecken, alldorten erstens dem Michael zu wohlverdienter Straß die rechte Hand, folgendes ihm und seiner Schwester Anna mit dem Schwert die Köpfe abgehauen und dem tote Körper auf den Scheiterhaufen geworfen und verbrennt werden sollen." Die zwei jüngsten Kinder, der taubstumme Bastl und das Mariela wurden begnadigt, mußten aber „zu einem Schrecken und Exempel“ der Exekution ihrer Geschwister betwohnen. Die Hinrichtung der zwei älteren Kinder erfolgte am 27. September 1680, also zwei Tage nach der ihre Mutter Dem Bastle wurde auch dieser Ablich erspart, er starb kurz vor der Urteilsvollstreckung und wurde im Friedhofe zu Nußdorf begraben. Das Mariela wurde zunächst dem Pienzer Landesgerichtsdienner Georg Zarter zur Auferzucht, später aber dem Georg Laber in Birgen gegen einmalige Zahlung von 130 fl. zur weiteren Erziehung übergeben.

Dies ist der wahre Kern, welcher der Sage von der Pfäffin zu Grunde liegt; alles andere geht auf uralte abergläubische Vorstellungen unserer Vorfah-

ren aus vorchristlicher Zeit zurück, welche im Laufe der Jahrhunderte mit der Pfäffin in Verbindung gebracht wurden.

* * *

Von solchen Hexen- oder Zauberer-Prozessen aus Osttirol haben sich einige erhalten, die meisten sind aber verloren gegangen. Hartmann Amman hat davon aus dem Brizner Archive die Prozesse wider Christof Gostner aus Serlen 1595, Anna Hartmannin aus Sillian 1596-1597, Blasius Buchhaber aus W-Matrei 1605 und Wolfgang Zellwieser in Auraz 1615 in der Zeitschrift: „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols“ 1914 veröffentlicht. Ueber Mathias Berger, vulgo Lanterfresser, aus Birgen stammend 1645, schrieb Dr. Ignaz Zingerle 1858. Die Prozesse wider Jakob Kainer aus Stall, in Pienz wegen Zauberer und Mord 1681 verbrannt und Andreas Kammerlander, den Zauberer aus Thurn-Oberdorf von 1588 sind noch nie veröffentlicht worden. Alle diese Prozesse sind aber verhältnismäßig harmlose Sachen gegen jenem wider die Emerenzia Pichlerin.

Die Kirchfahrt Hollbruck.*)

Man finde da oben, „was das Dorfwirtshaus zur schönen Aussicht im Schilde führt“, schreibt Pfr. Rugler. Beda Weber war seinerzeit gleicher Ansicht. „Zu einem hübschen Spaziergange ladet die eine Stunde von Sillian entfernte Berggemeinde Hollbruck ein, um das Panorama von Sillian vom besten Standpunkte aus aufzufassen. Man überschreitet in nordöstlicher Richtung die Ebene und steigt den mit Wiesen und Fruchtfeldern überdeckten Berg hinan, der sich nach Kortitz hinüberzieht. Auf dem Wendepunkte desselben aus Westen nach Süden liegt Hollbruck, ein berühmter Wallfahrtsort der hilffreichen Jungfrau Maria, von zahlreichen Pilgern aus allen Gemarkungen der Nachbarschaft andächtig besucht. Die Aussicht von dieser einsamen Stelle aus ist unbeschreiblich anmutig.“

Das ist sie wirklich: Salltal und Drautal liegen offen, erst die Möstaler Berge schließen hinter dem Iselsberger Sattel den Horizont ab. Den Turm der Pfälzinger Pfarrkirche vermag man noch zu unterscheiden u. dann all die Kirchlein u. Kirchen in den Dörflein und Dörfern bis herauf nach Tassenbach und Tessenberg, drum herum gebreitet die Aecker und Wiesen, drüber der Tauernwald, auf dessen Lösser die Einzelhöfe als helle Flecken gestülckelt sind, und dann das Allmland; im Osten am Rande all der lachenden Freundlichkeit die prächtigschönen und schreckhaft harten Dolomiten.

Hollbruck, das Dörflein mit kaum 100 Einwohnern, liegt in 1326 m Seehöhe, man „steigt“ also von Sillian noch 225 m, „auf einer ziemlich geneigten, in ihrer Ausdehnung unbedeutenden Terasse am Ausgange des Hollbrucker Tales, welches sich vom nordöstlichen Telle des Karnischen Kammes abflößt,

gegen Ost-Nordost streckt und in der hintersten Talstufe den romantischen Blausee birgt.

Wie wurde nun dieses Berggestein zum Wallfahrtsorte? Die alten Papiere setzen mit ihren Umschrieben erst während der Entwicklung der schon bestehenden Wallfahrt ein; die Urkunde aber die zwischen Bildern und Schnürkeln fontel alte schöne Wahrheit birgt, die Legende im Volksmunde, weiß den Hergang zu erzählen:

Es gina ein Oberländer Weiblein der Talstraße entlang. Auf einmal fand es in seinem Zegger ein Muttergottesle, ein kleines, tönernes Mariabild-Figürl. Wie das in den Zegger kam, konnte die Frau ganz und gar nicht ausdenken. Was einem nicht gehört, tut man nicht behalten, und so stellte sie den Fund im Tassenbacher Kirchlein nieder und stieg dann bergan. Aber die Muttergottes hatte ihren eigenen Willen und wanderte wieder unbemerkt in den Zegger. Zum zweiten Male wollte das Weiblein den seltsamen Gast an einem wildigen Orte hinterlassen, diesmal in der Kirche von St. Oswald. Aber auf dem Weiterwege fand sie das Bild zum drittenmal bei ihrer Habe im Körbchen. In Hollbruck stand damals eine hölzerne Kavelle. 1) „Vielleicht bleibi die Mutter Gottes in dem Stöckl!“ dachte die Frau, ders nimmer mit natürlichen Dingen zuzugehen schien. Und richtig, im Stöckl, dem kleinen, hölzernen, wars der Himmelmutter rechtl. Von da an hillt sich das weitere Geschehen, das erste Aufsteimen der Verehrung und Liebe zum kleinen Gnadenbilde, für eine Weile in Dunkel ohne jede Nachricht. Doch werden wir kaum fehlraten, wenn wir vermuten, es habe die Muttergottesträgerin den sonderbaren Vorgang erzählt und es sel dem gläubigen Sinne der damaligen Zeit nicht

welter schwer angekommen, zu glauben, Maria habe sich den Hollbruckern besonders gnädig erweisen wollen und sei in einem Mirakelbilde zu ihnen gekommen. Kindlicher Gläubigkeit aber und vertrauendes Gebet tun den Himmel auf und so begann die Hollbrucker Mutter eine hilfreiche Zuflucht in mannigfacher Lebensnot zu werden. Wo die Ueberlieferung zuerst wieder den Schleier hebt, berichtet sie, wie Georg Egger, Obermair zu Panzendorf, — also schon Nachbargemeinde — sein von jedermann für tot gehaltenes Kind zur Hollbrucker Gnadenstätte trägt und wie zu den Füßen der Trösterin der Verübten Leben in den kalten Körper zurückkehrt. Diese Begebenheit ist noch nicht urkundlich gestützt, doch greifen sowohl Beda Weber wie Simbacher und Linkhauser sie auf, ebenso bringt sie der 1846 von einem ungenannten Autor geschriebene „Pilger durch Tirol.“

Weiter erzählt das Volk, die Obermair hätten zu Schuldiger Dankbarkeit an Stelle des hölzernen Stöckels eine geräumigere Kapelle erbauen lassen. Zu diesem Kapellenbau sind noch einige Zehrungrrechnungen vorhanden, die wir hier auszüglich wiedergeben:

1646, den 6. Mai wurde die Hoffbatt ausgesteckt und dabei gezehrt; — geistl. und weltl. Obrigkeit und Nachbarschaft.

1647 in der Kreuzwoche wurde der Grund beichaut und wieder gezehrt;

1649, den 13. Mai, Zehrung, als Herr Pfarrer und andere, die Kirche, gemeint die Kapelle, gezehrt.

1650. Für Herrn Weihbischof die Zehrung gezahlt dem Coloman Englberger in Sillian 12 fl.

Dem Weihbischof zur Verehrung 15 fl.

Vor der Kirchweih-Zehrung durch Dekan,

Pfr. und andere 2 fl. 40

Zur Kirchweih Mahlzeit für 11 Herren 5 fl. 30

Zur Kirchweih Mahlzeit für 11 Diener und Aufwärter 3 fl. 20

Zur Kirchweih Mahlzeit für Maurer und Mesner zu Sillian 40

Zur Kirchweih für Maurer und Mesner in Sillian 40

Untertrunk 8 fl. 30

Summe 47 fl. 30

Da Rechnungen über Baumaterial, Arbeitslöhne, Anschaffungen verschiedener Art aus der Zeit des Kapellenbaues gänzlich fehlen, ist wohl anzunehmen, daß der Bau wirklich von Hans Degger, Obermair Inhaber der Salzherrischen Wirtstafeln 2) in Panzendorf aus Eigenem geleistet wurde.

1650 war Kapellenweihe; den 5. August weiht Jesse Perkhöfer, Weihbischof von Brigen den ehrigen Altar in honorem V. B. M. Auxiliatrix: zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria der Helferin —; als Kirchweihfest hat der Sonntag nach Pfingsten zu gelten.

Damit trug nun die neue Wallfahrt das kirchliche Siegel und immer häufiger fand sich des Volkes Beten und Opfern an der Gnadenstätte ein.

Von 1652 ab werden die Opfereingänge gebucht und schwanken in den Jahren 1652 bis 59 zwischen 52 fl. und 142 fl. jährlich an Geld und zwischen 18 und 43 fl. an Erlös aus den geopfertem Naturalien, sehr bedeutende Summen für damaligen Geldwert. Hennen und Kälber, Rize und Lämmer, Leinwand, Keisten, Strümpfe u. dgl. meist das 1652 begonnene Kirchenbuch aus, auch „Am gulben Ringeln, so H. Gesellpriester an sich genommen“ und drei Kränze, „ein Preit- (Braut) -kranz und zwei Zundhfrauenkränze, so H. Obermair an sich genommen“ gegen Verrechnung zugunsten des Gotteshauses.

Mit dem Kapellenbau schien es der Familie Obermair noch nicht genug des Dankes, sie brachten es dahin, daß an allen Samstagen des Jahres der Schloßkaplan von Helafels herüberkam 3) und zu Hollbruck die hl. Messe las und stifteten dann diese Messe für ewige Zeiten 4) Sie wird, wie Pfr. Ruzler in seinem Wallfahrtsbüchlein schreibt, alle Samstage als Segenmesse gehalten und hernach die Lauretanische Litanei und fünf Vaterunser gebetet. „Dabei ist zu jenen Zeiten, wo die Landarbeit nicht streng ist und die Wege doch gangbar sind, die geräumige Kirche hübsch voll.“

Auch andere Messstiftungen reichen bis in diese Zeit hinauf; so Georg Dinzels, Köpflers in Simichen Jahrtag, gestiftet 1679; Gertrud Hopfgartners Jahrtag 1681; Johann Rhipachers, Fasching, Jahrtag, ebenfalls 1681.

Wie vertraut den Alten die Gedanken des „media vita in morte sumus“ waren, weist der Stiftungsbrief der Sint'schen Jahrmesse von 1666, der als Dokument kraftvollen Glaubens hier Platz finden mag:

Ich Oswald Obersint zu Hollbruggen der Herrschaft Heinfels sessig bekenn hiemit öffentlich in diesem Brief gegen meniglichen das Ich auß verletzung Göttlicher Gnaden in obacht genommen, die schnell und augenblicklichen Vergänglichlichkeit dieser Eumerhofften Etkenden Welt zu dem die Erdt, vemsfer Wueter des Leibs, alle Ihre geberende Kinder gleich wie die schnell aufgende Blumen auf den Feld widerumb nach Ir zeucht und ver schlucht, also das in dser Kurzen Lebenszeit einem jeden Menschen vnneten seye, seiner Seele Ewigkeit Ernstlich zu bedenken, vund sein leben also haillamblich abzurichten, damit er des bitteren Leiden vund Sterbens Jesu Christi vnsers ninnigen erlebters vund haillamts theillhaftig werden mege, wnzue auch sehr geben vund befrderlich daß Heilige Mesopfer, andedtige Gepheth vund Heilige Almüssen, von wvellen aus den vunerhöpfflichen Gnadenpad Gottes alle Nachlassung begangener Sinden herfleucht“ . . . Deshalb verschafft er der würdigen Cappellen vnsrer Lieben Frauen Hilff zu Hollbruggen 100 fl. gegen eine dort zu haltende Jahresmesse, so geschehen 17. 1. 1666.

Als Spende dieses Oswald Sint verzeichnet das Kirchenbuch schon 1652 die Summe von 20 fl. 16 kr. Er hatte 1647 versprochen, einen Kelch zu besorgen;

„nachdem aber ein anderer herzukommen“, erlegte er dafür das Geld.

Kaspar Troner zu Baumgartl, Pfleger der Herrschaft Heinfels, schenkt unterm 15. Febr. 1655 „aus eigenen freien Willen und zu der glückseligsten, übergebendestisten Himmelskönigin alzeit Jungfrauen Maria tragenden herzlichem Elfer, Andacht und Liebe“ dem lobwürdigen Gotteshaus U. L. Fr. Hilff zu Holzbruggen 50 fl.

Sinnacher und Linkhauser geben an, auch die Obermair hätten die Kapelle mit 200 fl. dotiert, doch findet sich hiesfür kein Beleg.

Johann Franz Eysanck von Marienfels, Gerichtsschreiber zu Heinfels spendet 1681 der U. L. Fr. Capellen zu Holzbruggen 60 fl. Anderen Namen folgen kleinere Spenden und so wuchs das Kapital zu einer für die damalige Zeit enormen Summe an.

Sind die schriftlichen Aufzeichnungen über diese erste, „Aus unzweifellicher gerechter Eingebung des Allmächtigen Gottes vorgenommene erpauung des lobwürdigen Gotteshaus 5) unserer lieben frauen Hilff zu Holzbruggen“, wie die erste Seite des Kirchenbuchs sagt, noch recht düstlich, so war die Zeit schon schrettsamer geworden, als man in den Achtzigerjahren daran ging, die dem Volkszulauf wieder zu knapp gewordene Kapelle durch ein Kirchlein zu ersetzen und es ergab sich aus den Kirchenrechnungen und den Wirtsrechnungen des Panzendorfer Wirtes zusammen ein ziemlich deutliches Bild der Vorgänge.

Man wagte den Kirchenbau auf Grund des dem Gotteshause aus den erwähnten Opfern zugesprochenen Kapitals; aber die Wohlthätigkeit der Gläubigen brachte es dahin, daß das Kapital beinahe unangelaftet blieb und nur geringfügige Nebenauslagen zu Lasten der Kirche fielen.

Am Vörgentag 1680 wurde der Grund für die Kirche ausgesteckt. — Trunk bei Obermair! — und am 6. Juli 1685 sind die Maurer und Rauchknechte mit ihrer Arbeit zu Ende, — ebenfalls Bekehrung bei Georg Egger, d. Welt, Obermair zu Panzendorf. Den Bau leitete der Maurermeister Michael Niedergatscher von Stegen bei Bruneck, von wo auch die Maurer waren; was an Haussteinen benötigt wurde, ward ebenfalls in Stegen hergestellt und bei Schlittweg herabgeführt.

Die Stuarbeiten wurden dem Maurermeister Gall Apeller in Innsbruck übergeben, der ihretwegen vom März 1686 ab öfters mit Knecht und Kofz beim Obermair in Verpflegung stand, ausgeführt wurden die „Stuggator“-Arbeiten vom Meister Georg; beendet — mit einem Trunk natürlich! Am 21. Sept. l. J. Im Sommer begann auch der Maler seine Arbeit. „Der Herr Maler von Bogen und sein Sohn“ 6) verzehrten beim Obermair samt H. Probst, Dekan und Pfarrer „die der Malerei wegen“ anfangs September nach Holzbruck gekommen waren, 3 fl. 12 kr.

Noch im gleichen Jahre wurden die Altäre gebaut: 16. 12. 1686 haben Herr Probst, Herr Ouster

aus der Luggau und der Tischler von Klenz „die Messeren genommen wegen der Altäre.“ 7) Im November wurden sie bereits fertig, denn am 26. November haben H. Probst, Dekan und Gerichtsschreiber die alte Kapelle entweiht — sie wurde dann wohl abgetragen — u. in der neuen Kirche den Altar aufsetzen lassen.

Die Weihe der neugebauten Kirche fand durch Fürstbischof Johann Franz am 17. August 1688 statt: am selben Tage wurde auch der Hochaltar geweiht.

1691 wurde die vom Tischler Volkner gemachte Kanzel aufgestellt.

1700 werden dem Bildhauer zu Zürichen für ein Kreuz, vier Bilder auf den Kanzelhut und einen Hl. Geist 9 fl. 34 kr., dem Maler 8) fürs Fassen 14 fl. bezahl.

Noch war die Kirche turmlos. 1697 scheint die Arbeit am Turm begonnen zu haben: Michl Niedergatscher, Steinmetz und Maurermeister zu Stögen, hat für den Turm an Steinwerk 2 Stäbe und 136 Werkshuh Hohlkern gehaut — 45 fl. 20 kr. 1698 wieder vier Spindel Jamt den Capudelen (Capitellen) beiden Glockenlöchern, 24 fl. Am 28. Mai 1699 kam Niedergatscher, um mit den Nachbarn zu beratschlagen, wann man wieder anfangen sollte, den Turm zu bauen; am 2. Juni ist eingetragen, die Bauleute hätten den Turm höher gemacht. Zimmermeister war Kaspar Kaser aus Taufers.

Am 7. Juli 1708 kam die neue Glocke 9) von Briten an, nachdem man fünf Tage früher beim Schmied in Galtzenbach — Galtzenschmied — einen neuen Schenkler bestellt hatte 3) i kl me Glocken nicht n das Jahr zuvor angeschafft worden sein, wenigstens findet sich 1707 eine Ausgabe für „Herabnahme der zwei Stücklen aus dem Schloßturn in Heinfels, welche die gnädige Gerichtsherrschaft der Kirche in Holzbruck verehrt hat.“

So griffte nun das Holzbrucker Kirchl mit Türmelein und Glocken ins Lal. Aber noch immer hat es mit der Samstagsmesse und ein paar Feiertagsgottesdiensten sein Bewenden, obwohl den Holzbruckern drüchte, Karlens Gnadenstätte sei eines eigenen Brlesters wert. Den bekam sie „zu Kaiser Josefs Zelten“. Wenn man diesen, im Volke schon zur Formel gewordenen Ausdruck gebraucht, hat man sich meist nicht sehr viel Frommes dabei zu denken. Einen großen Segen aber hatten „Kaiser Josefs Zelten“ fürs Volk: sie brachten so mancher entlegenen Gemelnde ihreu eigenen Seelsorger und damit mancher alten Kirche neues Aufblühen.

So wurde auch für Holzbruck im Jahre 1782 „Hohen Orts“ eine Lokalkaplaner bewilligt „gegen dem, daß die Gemeinde aus Eigenem den Widum baue und ihn ohne Beitrag des Religionsfundes einhalte“, worüber die Gemeinde unterm 12. Okt. 1785 an die hohe guberrierende Landesstelle den Revers abgegeben hat. Wegen der Verbindlichkeiten, welche die Gemeinde hie mit übernommen, wurde ihr auch das Patronat überlassen.

Den Gehaltsfrage wurde zunächst so geregelt, daß dem Seelsorger das für einen Vorkaplan bestimmte Gehalt von 200 fl. 17 kr. aus dem Religionsfonde angewiesen wurde, wozu die Bezüge für die bisher von Sillian und Kartitsch besorgten Gottesdienste kamen, ungefähr 33 fl. Kartitsch blieb, wie oben erwähnt, im Genusse der früheren Leistungen, 10) Sillian im Genusse der Haar-Sammlung.

Als Kaiser Josef 1798 das Kollegialstift Innichen wieder herstellte, wurden die Kaplanen von Hollbruck, Tessenberg und Wirsbach dem Stifte eingereiht, aus der alten Dechantenpfunde besoldet, aber auch mit den auf dieser liegenden Verbindlichkeiten an Messen belastet, so daß sie sich gezwungen sahen, des öfteren dagegen Klage zu führen. Der Kaplan von Hollbruck begründet diese Klage damals „daß er denen Wallfahrtsleuten mit genügen könne.“

Als ersten Kaplan zu Hollbruck wurde vom Ordinariat Franz Xaver Spilman, bislang Kooperator in Brunek „beangenehmt“; er zog im Jörge 1786 ein und blieb durch 27 Jahre Hüter des Heiligtums. Im März 1813 haben ihn seine Seelsorgskinder am kleinen Friedhof beim Gnadenkirchlein begraben. 11)

Die Erhebung zur Seelsorgskirche, die den glücklichen Gelegenheit zu Messebesuch und Sakramentempfang an der Gnadenstätte bot, verhalf der Wallfahrt zu neuem Blühen. Und mit dem Zustrom des Volkes stiegen auch die Opfereingänge, die dann wieder zum Schmuck des Heiligtums verwendet, vielmehr zum großen Teile ausdrücklich diesem Zwecke gewidmet wurden. So bucht Kaplan Spilman für das erste Jahr seiner Wirksamkeit 29 fl. 23 kr., im zweiten 136 fl. 31 kr., im dritten 81 fl. 45 kr. darunter Spenden von 20, 30, 50 fl.! Derlei Summen stehen verzeichnet bis einschließlich des Jahres 1798, von wo an es „tröpfelt“.

Im frohen Eifer des Seelsorgers und seiner Herde und im frommen Zurwanden der Umgebung organisierte sich in der Gemeinde das kirchliche Leben mit Gottesdiensten und Prozessionen, Beichttagen und Bittgängen, großen und kleinen Feiertagen, wie es in Tirol Brauch ist. Als Patrozinium blieb Maria Opferung bestehen, wie schon seit 1742; andere Konkursstage waren Maria Heimsuchung und Geburt und der Schutzengelssonntag. Bittfest um Feldfrüchte war an Pfingsten, so sinnig gewählt wie das Dankfest an Kirchweih.

Am Bittmontag war und ist Kreuzgang nach Sraßeu, am Mittwoch nach Winnebach, am Dienstag kommen die Abfalterbacher, Straffer und Tessenberger ins Hollbrucker Kirchlein und nach der Segenmesse pilgern alle vier Gemeinden nach St. Oswald. Am Dreifaltigkeitssonntag kommen zum Hollbrucker Gnadenbilde die Straffer, am Freitag nach Fronleichnam das Aßlinger Kreuz, um Maria Heimsuchung die beiden Sillianer mit Kartitsch, endlich im tiefen Herbst, den 7. November, die Nikolsdorfer. Die Hollbrucker gehen am 25. April nach St. Peter in Heinfels.

Manche dieser Einrichtungen bestanden schon lange vor der Errichtung der Seelsorge und waren nur zu hüten; andere mußten neu eingeführt werden und wieder andere haben sich im Laufe der Zeit gewandelt und verloren. So gingen die Hollbrucker vor 1786 als Pfarrkinder von Sillian selbstverständlich am Fronleichnamstage dorthin zur Prozession und dieser Kreuzgang blieb durch Jahrzehnte noch in Übung, während am „Kranzsonntag“ der Weg nach Kartitsch führte; seit 1868 blieben die Hollbrucker am Kranzsonntag daheim und „zu meiner Zeit“, schreibt Pfr. Kugler, „ging man am Fronleichnamstage nach Kartitsch, von wo die Prozession nach St. Oswald geht. „Hollbrucker Fronleichnam“ aber ist Maria Heimsuchung, dort ist Prozession mit dem Allerheiligsten und vielen Wallfahrten.“

In der Not des Weltkrieges trugen die Hollbrucker ihre Gnadenmutter aus dem engen Kirchlein, daß sie die schmalen, von Frauenhand notdürftig bestellten Felder mit Brot segne und über die Berge hin ihren Schuhmantel breite, weit wie der blaue Himmel geht, alles ferne, teure Leben darin bergend.

Auch anlässlich großer Dürre geleiteten die Gemeinden des Oberlandes vor einigen Jahren das Gnadenbild durch die Felder, „damit die Mutter sich die Sache selber anschaue.“

Früher einmal aber hatten sie die Gnadenmutter in froher Freude ins Weite getragen; 12) das war am Mariä Opferungsfest 1904, als Pfr. Kugler mit seiner Gemeinde das Immaculata-Jubiläum 1894-1904 festlich beging. An diesem Tage wurde auch der Kreuzweg vom Simmelerstöckl in Rabland bis zur Wallfahrtskirche eingeweicht. 13)

Nachdem uns die bescheidene Geschichte des schlichten Wallfahrtsörtchens Spalte um Spalte gefüllt hat, ist es Zeit, ans Wanderziel zu kommen, die „Wohnstatt unsrer Frauen“ zu betreten. „Eintürmige, romanische Kirche für 300 Personen, gefällig und nett“, vermerkt Pfarrer Hoppe in seinem Werke „des Oesterreichers Wallfahrtsorte.“

„Gefällig, nett; freundlich, warm; traulich, lieb; ein Vorklein, wo's zum Belen hergerichtet ist“, das sind so die Ausdrücke, mit denen die Kirchfahrer beschreiben, welchen Eindruck sie vom Gnadenkirchlein empfangen.

Das kleine Heiligtum hatte das Glück, in einer verhältnismäßig kurzen, fortlaufenden Reihe von Jahren zu erlehen, ausgebaut, eingerichtet und geschmückt zu werden und dadurch den wohlthuend harmonischen Charakter der Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit zu gewinnen. Es wagt die Formensprache vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die zehn Kesslerschen Deckengemälde in Dedallionform, drei im Presbyterium, drei in der Mitte des Schiffes, je zwei an der Epistel- und Evangelienseite — stellen die bedeutendsten Momente im Leben Mariens dar, von der Verkündigung in Nazareth bis zur Krönung am Himmel. Sind sie schon durch die gute Wahl ihrer Gegenstände in einer Lieb frauenkirche, durch die flotte Art ihrer Ausföhrung, durch frische und

doch keine Farbwirkung ein prächtiger Schmuck des Gotteshauses, so gewinnen sie noch durch die hübschen Stuckrahmen 14), die am Maria-Krönungsbilde zu einem frohen, bunten Kranze werden, an den andern Bildern weiß gehalten sind. Stuckverzierung umrahmt auch die Inschrifttafel, die über den Stuck-Engeln des Fronbogens zu den Betenden niedergrißt und ihr Bitten zu einem Rufe eint: „O Maria, hilf uns all!“ 15)

Altäre, Kanzel, Empore, Beichtstühle, sind in Braun gehalten mit reicher Vergoldung und in guter Arbeit. Zu diesem Braun stimmen sehr wohl die beiden lebensgroßen Statuen St. Franziskus und Antonius, die über dem Speisgitter den Altarraum beherrschen. 16)

Der Hochaltar trägt das Maria-Hilf-Bild von Kranach, von zwei Engeln über der gut gemalten Landschaft von Hollbruck schwebend gehalten, darüber ein Medaillon, das den Namen Maria und die Inschrift zeigt: „wie wunderbarlich ist dein Namen auf den ganzen Erdkreis“ und: „Hilfe der Christen, Zuflucht der Sünder“; beide Inschriften von schwebenden Engeln getragen.

Der Altar auf der Epistelseite hat als Hauptbild die Darstellung vom Tode des hl. Josef: den Raum darüber füllt das Wappen des Linicher Stiftpropstes Carrara (1668 bis 1692, begraben dort in der Domkirche) in welchem der Carro, der Wagen, nicht fehlt; Propst Carrara hat den Altar gespendet, wie eine Inschrift im untersten Teile des Altares ausweist.

Das Bild: St. Franz Xaver predigt den Indern und darüber ein Medaillon mit Maria Heimführung füllen den linken Seitenaltar.

Auf jedem der drei Altäre lehren dieselben Form- und Schmuckelemente wieder und doch sind nicht einmal die beiden Seitenaltäre untereinander gleich und das verleiht der Stilleinheit den Reiz des Ungesuchten.

Das Kommuniongitter aus Schmiedeeisen in gutem Muster, Weihwasser- und Taufwasserkeffel in nicht gewöhnlicher Kupfertreibarbeit, die Kreuzwegbilder in einfachen, schönen Rahmen, die fast barocken Büsten der „alten Heiligen“ Nikolaus und Crasinus mit ihren Reliquien 17), alles macht den Eindruck schlichter, würdiger Gediegenheit. Die Poliotafelchen aus den letzten Jahrzehnten helfen den allerdings nicht verstärken, denn diesbezüglich steht in Hollbruck wie an allen Wallfahrtsorten: gut gemeint, aber nicht immer gut gewählt.

Was aber in Hollbruck angenehm auffällt, ist, daß man nicht den Glas- und Straminlofen zuliebe den „alten Plunder“ auf Wessners Unterdach oder in den Ofen warf: noch aus dem Jahre 1652 hängt eine Holztafel im Kirchlein, sie wurde also aus der Kapelle seinerzeit in die Kirche übertragen und drei andere ebenso. Diese erstgenannte zeigt ein Fuhrwerk in einem Bach, darüber die alte Kapelle ohne Turm. Inschrift: 1652 et voto.

Die zweite, ohne Text und Datum, erinnert an die Rettung des Kuraten von Abfalterbach, Bar-

tholom. de Lorentis, (1652 -62). Der Gefährdete wird vom scheuenden Pferde in einem Steigbügel hängend fortgeschleift, am Boden liegt der schwarze Spitzhut.

„Den 10. November 1680 wurde unter 2 heiligen Messen das totgeborene Kind des Bett Wigner in Anwesenheit von ca. 40 Manns- und Weibspersonen lebendig und konnte getauft werden“, besagt die Inschrift des drittältesten Bildes. Einmal von 1681 stellt Schafe um den guten Hirtten dar, daneben ein Wickelkind, links und rechts je 2 kniende Männer und Frauen.

Schon der Kirche gespendet war dann die schön geschnittene und bemalte Holztafel an der Chorstiege: 8 Heuzieher waren am 23. November 1706 am Hochlan im Hollbruckerthal in die Lawine geraten. 3 davon konnten unter Anrufung der Gnadenmutter noch lebendig geborgen werden. Die Winterlandschaft Hollbruck ist ein wenig unwahrscheinlich geraten; darüber schweben Mariahilf, die Gnadenmutter von Hollbruck und neben ihr Sankt Leonhard und Oswald, die zwei heiligen Helfer der Nachbarkirchen. Unten legen Männer mit Schaufeln die Köpfe der Verschütteten bloß, andere knien und stehen belend daneben. Aus den Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts findet sich ebenfalls noch eine Reihe von holzbemalten Tafelchen und Tafeln, Dankagung für Hilfe in allerhand Not und Gebrechen. Von andern ältern Bativen 18) in Holz und Wachs ist freilich nur mehr ein hölzerner Fuß vorhanden und ein paar Krücken. Es mag wohl die Häufung dieser Dinge den Eindruck zierlicher Ordnung, den das Hollbrucker Kirchlein macht, mehr geschmälert haben, als die Tafelchen-Reihe an der sonst leeren Kirchwand, und so kamen wahrscheinlich die Augen und Hände und Herzen unters Aufräumen.

Gemälde, Altäre, Botive, sind aber nur der Schmuck des Heiligtums; wo ist sein Herz? Am angemessensten Plätzlein, im Zentrum des Hochaltars, steht das Gnadenbild, dasselbe kleine, tönerne Marienfigurlein, wie wirs aus der Entstehungslegende der Wallfahrt kennen, aber es ist verhüllt durch die Leinwand des Maria-Hilf-Bildes, das an gewöhnlichen Tagen das Altarblatt bildet. An Samstagen jedoch und an Sonn und Festtagen ist das Gemälde aufgerollt und die Nische füllt eine Gloriole von Strahlen, Engeln und Wolken, von Borhaugfallen überhaucht, von Blumen und Kerzen umrahmt; die würdige Fassung für den Edelstein: mitten im Strahlenkreis steht eine kleine Monstranz und umschließt das 13 cm hohe Gnadenbild, das „samt dem Scheindl“ laut Inventar 16 Loth wiegt und somit wohl eins der kleinsten österreichischen Wallfahrtsbilder ist.

Es ist der Darstellung nach ein Maria-Hilf-Bild; aber, schreibt Pfarrer Rugler, „eigenartig ist die Haltung, die das Jesukind auf dem Arm der Mutter einnimmt: es streckelt noch ihr Antlitz mit einer Hand, aber schon ist das volle Gesichtchen ins Kindern Maria zugekehrt.“ 19)

Es war ein glücklicher Gedanke, die Statue in die Monstranz zu fassen und so ihrer Kleinheit und Unscheinbarkeit wirksam zu begegnen; und wie sehr das Mirakelbild in Ehren stand, läßt sich schon allein daraus entnehmen, daß „das Monstranz, daran gar vieles von Silber, nur mit falschen Glassteinen besetzt“ — aber mit denen reichlich! — seinen Platz in der 2. Nische des Tabernakels 20) fand, so daß Mutter und Sohn in einem noch kleineren Häuslein beisammen waren, als einst in Nazareth. Erst im Jahre 1845 wurde bei einer kirchl. Visitation diese Art Tabernakelverwendung beanstandet und hierauf das Bild an den feithrigeren Platz gebracht.

Klein war das Gnadenbild, groß, unbegrenzt das Vertrauen des Volkes. Wer nicht aus überlegener Höhe mit kaum verheltem Spott oder aus der Ferne des Unverstehens ins „gemeine Volk“ schaut, wenn dies innere Volksleben als Kraftquelle alles Menschenlebens heilig ist, der kann nicht anders als mit Rührung die so echt menschlich einfachen und christlich einfältigen Berichte lesen, in denen unsere Eltern vor mehrhundert Jahren ihre Erfahrungen über die Muttertreue der Himmelskönigin niederlegten. (Einfältig, um das unbrauchte Wort in seinem wahren Sinne, dem Gegensinne von zwiespältig zu gebrauchen!)

In Hollbruck wurden die auffallenderen Gebetserhörungen der ersten Jahrzehnte seit dem Bau der Kapelle handschriftlich 21) bewahrt: „Notatidigna, das ist, wohlwuerdiges zu versachen, das bei Unsser Lieben Frauen Hilff zu holpruggen der Pfar Silian unndterschöndlich sirsannngen und bescheiden ist,“ steht als Titel über den Blättern, die den Zeitraum zwischen den Jahren 1651 und 63 umfassen. Von diesem Dokument sind zwei Abschriften vorhanden, eine ältere, „Mirakul und Wunder“ überschrieben, und eine, die auch noch aus den Jahren 1677 und 1680, sowie aus den Jahren 1706, 1830, 1836 und 1837 je eine besonders merkwürdige Gefahr und Rettung verzeichnet. Außerdem wurde unter Curat Spilmann eine „Lass“ angeschafft, „worin die Miracul aufgezeichnet“, „für die Ramme und Glas ohne dem Schreiben“ wurden 56 kr. bezahlt. Jede der angeführten Gebetserhörungen ist von zwei oder mehreren Zeugen gefertigt, ein Zeichen, daß man es mit derlei Aussagen nicht ganz so oberflächlich und leichtgläubig nahm, wie eine gewisse außenflächige Kritik es gern hätte.

Wie mannigfach aber die Lebensnot, in der Maria zu Hilfe gerufen wurde! Da hat uns Haldenbauer 1655 des Nikolaus Pischlers zu Wald dreijähriges Töchterlein ein Dohs niedergeschlagen, daß es eine Viertelstund leblos gelegen; die arme Mutter verlobt sich nach Hollbruck und das Kind steht frisch und gesund vom Boden auf. 1652 um Leonhardi laufft ein großes Gewässer an, Thomas Mesner von Laurent fällt beim Wöhren in die Tra, wird eine halbe Meile mitgerissen und auf Anrufung unserer Lieben Frauen zu Holprugg ans Ufer geworfen. Hieronymus Krautgasser, Tischlerjung zu Beiren, wird von der „armfeliggen Krankheil des Hinfal-

lens“ erledigt, Anna Frauwieserin an der Mauth in Kärnten, die „im Kopfe verwirret“ war, kommt wieder zurecht, Zacharias Portners Anihle (Enkelin) ist blind und mit einer erschrecklichen Krankheit behaftet; nach einer hl. Messe, die für sie zu Hollbruck gelesen wird, erhält das Maidlein ein erwünschliches Gesicht und Gesundheit wieder; Frau Maria Mayrin liegt fünf Tage in bitterer Not, ein Verlöbntis nach Hollbruck rettet Mutter und Kind; Bernhard Kammerlander am Ort in Kartitsch wirft, als alle menschliche Hilfe versagt, das Schapulier auf das Dach seines brennenden Hauses und verlobt sich nach Hollbruck und die Flammen verlöschen. Ein Kind schluckt einen Fingerhut, ein anders ein „Bein Tichtrpflein“, das dritte eine Glufe. Da die Menschen nicht helfen können, hilft die Mutter im Himmel. So geht der Dank für Mariens Güte weiter, Blatt um Blatt.

Wir wollen an dieser Stelle gar nichts zu der Frage sagen, inwieweit solchen Aufzeichnungen Glauben beizumessen sei. Es handelt sich für den Augenblick nur darum, festzustellen, daß unsere Vorfahren eben so und nicht anders waren, als es sich in diesen Ueberbleibseln ihrer Zeit ausspricht. Hollbruck ist ein kleines Wallfahrtsortlein, aber es wie alle ist Zeuge eines Glaubenslebens, zu dessen Verständnis uns Kritikkranken von heute vielfach die Einstellung fehlt. Doch von der Bedeutung katholischen Wallfahrtslebens in diesem Sinne zu sprechen, führt über den Rahmen dieser Zeilen hinaus und darum schließen wir den Bericht über die traute Kirchfahrt am Berge damit, daß wir jenen unserer Leser, die mit der Ausdrucksweise des 17. Jahrhunderts selten zu tun haben, zwei Abschnitte aus „Notatidigna“ wörtlich vorlegen und nur die Rechtschreibung der heutigen angleichen.

„Im Jahre nach der gnadenreichen Geburt unseres lieben Herrn und Seligmachers Jesu Christi 1651 zur Winterzeit um Weihnachten hat Peter Sindt zu Hollbruggen aus Wald Holz heimgeführt. Das ungewohnte Gemene, die Dohlen, hätte sein Söhnlein mit dem geladenen Holzstuber einhalten sollen. Aber die Kind sein fürgebrochen, daß daß der Knab unter die Holzlast kommen ist, also, daß er über und über wie ein Prügel in wähsendem Zug gewälzt. In solcher des Knabens Lebensgefahr und Schrecken schreien die Knecht von fern her; und der Vater denkt an Gott und unserer Lieben Frauen Hilff, ruft sie an in solcher Not und Gefahr. Der Knab steht nach dem Uebergang des Holzstubers selbstem wohlgenut auf, klagend allein etwas die Selten, aber ohne weiteren Wehtag, obgleich über seinen noch zarten Leib ein Last zweien in die drei Renten schwer gegangen ist und den Corpus hart gedrucket. Zeugen seind dazu ersucht und erhalten worden Ruprecht Khepacher, jezt Fasching und Cassian Pischler.

Am 18. Juli 1660, am Sonntag abends, als des harten Kollreiders, Mesner bei St. Oswald, Sohn Jörgl bei 13 Jahren alt, der Dorfer Schaf auf dem dem Gebirg gehittet, ist ein erschreckliches Unge-
witt-

ter mit Donner und Blitz angefallen und über ihn und sein Herde in Eil dahergezogen, welches den Buben, — wie zu geschehen pflegt — zu Andacht und Gebet getrieben hat. Unterdessen erinnerte er sich Unser Lieben Frauen Hilf zu Hollbruggen und verlobt, alsbald er heimkäme, einen Schilling dahin zu opfern. Gleich da er mit so guten andächtigen Gedanken umgeht, da schlägt der Donner bei ihm in nächsten Lärchen auf den Boden nieder und wiederum über sich, also, daß die angebrannte Kluden herabgeflammet und erschlagt alle 22 Schaf-

habt, so um ihn ringsweis herumgewesen sind in ictu zu tot nieder, ihn gleichfalls zu Boden, aber ohne alle Beschädigung. Als er gleich zu sich selbst kommen, sieht er sich liegen entzwerch auf einem der toten Habten, steht frisch wiederum gutes Muets auf, kommt heim, erzählts den Eltern und Nachbarn, verricht geschwind sein getanes Versprechen und Gelübde, sagt Gott Dank und der allzeit getreuesten Helferin Jungfrauen und Mutter Gottes Maria. Zeugen des Berichtes: Erasmus May Schellhofer und Josef Jungmann daselbst.

Anmerkungen zu: „Die Kirchfahrt zu Hollbruck“.

*) Älteste Schreibrweise: je Horbruche; um 1590 Holzprugge; später Holzpruggen, Hohlpruggen, Hollpruggen, Hollbruck. — Der Name scheint von der Brücke herzukommen, die über den Tiefthalgraben führt. Horbruche war eine freiständige Schwatze.

1) Das Inventar von 1850 sagt: Seit uralter Zeit bestand in Hollbruck eine Kapelle, zu Ehren Mariens erbaut. 2) Salcherische Wirtstafeln: 1646 Hans Degger, Obermann zu Pannendorf; 1685 Georg Egger d. Ae.; 1774 Joh. Eggerische Verlassenschaft; 1748 Simon Fug, derweilliger Wirt. 1779 Josef Achhorner.

3) Seelsorglich unterstand Hollbruck der Pfarre Sillian, von wo aus Kirchweih und Patrozinium gehalten wurden; nach der Errichtung der Kuratie Kartitsch 1671 verblieb es zwar bei der alten Pfarre, mußte aber nach Kartitsch einen jährlichen Dotationsbeitrag von 48 fl. alter Währung leisten und Brennholz, sowie zur Hausflist Getreide, Fleisch und Brot stellen; dafür hatte der Rural bestimmte Gottesdienste in Hollbruck zu halten, auch die obenwähnte Samstagmesse ging in seine Verpflichtungen über.

4) Der Stiftbrief datiert vom 13. Februar 1871. Die Meinung der Stifter ging wie das Schreiben sagt, „hauptsächlich auf den aufnahm der Kirchfart zu Hohlpruggen“.

5) Ein Rest dieses „Gottshaus“ wird wohl der behauene Sandstein sein, der in der Friedhofsmauer die Jahrszahl 1647 und den Namen Maria trägt. Er wurde von Hans Weber, Maurer zu Unbad gemacht und diente vllleicht als Vortalschlussstein der Kapelle. Der Spender ist ihn übrigens, laut Rechnung, — durch 15 Jahre schuldig geblieben.

6) Maler Gabriel Kefler, geboren 1645 Brigen, gestorben 1719 in Bozen. Sohn des Malers Stephan Kefler, Bruder der Maler Michael und Raphael Kefler. Das Öt. Künstlerlexikon sagt, die Menge der Gemälde dieser Brigner Malerfamilie sei erstaunlich. Seine Meister Raphael seien die Besten. Es erwähn nebenbei untern andern, wie Vater Kefler mit seinen drei Erzengeln zusammen arbeitete, da sie noch bei ihm in der Lehr waren, indem er sie die Gewänder der Heiligen mit Blümlein ausstieren ließ.

7) Schon 1662 hat Francisc Rasner, Wiltzhauer zu Brau-eggen für Hollbruggen 3 Engel geschnitten. Erzengel Gabriel und 2 Wachungengel, der Gabriel drei Werkshuhe, die zwei andern bei eineinhalb Werkshuh hoch, macht 6 fl 46 kr.

8) Hier begegnet die zweite Malerfamilie, die an der Ausschmückung des Hollbrucker Heiligthums mitwirkte; während die Wandmalereien Kefler besorgte, finden wir als Fahmaler Johannes, Franz und Joachim Viceli beschäftigt, die in den Jahren 1662 bis 1700 verschiedentlich in den Rechnungen auftauchen; der eine sagt eiserne Leuchter in Gold, der andere streicht den Fahnkasten an, der dritte „pronziert, verguldet, verflbert und sagt“ die Engel am Hochaltar, malt ein Fahnhlatt etc. Die Familie war in Innichen anässig und angeblich mit dem berühmten Vercelli anverwandt.

9) Diese Glocke, die „alte Große“ mit ca. 1000 Pfd. aus Georg Grafmanns Gießerei, sprang 1855; sie wurde durch eine 1772 Pfd. schwere Grafmann-Glocke ersetzt; die beiden kleineren hatten 5 und 3 Zentner. Die Stimmung des alten Geläute war e, gis, h.

Die Große fiel am 12. August 1917, die zweite am 22. Juni 1918 dem Kriege zum Opfer. Unterm 2. Februar 1919 veruchte Pfarrer Krales, durch Vermittlung des Landeshauptmannes die Zuweisung alter Glocken zu erlangen, die ja wohl noch irgendwo — man wußte um die Zeit ungefähr wo — vorhanden sein würden. Die Antwort Schraffls vom 18. März d. l. J. besagt, daß alles versucht — und nichts erreicht worden sei.

Was die hohe Stelle verucht und nicht erreicht hatte, veruchte und erreichte — wie überall in Tirol — das kleine Gemeinblein aus Elgenem, aus eigenem Opfer nämlich; im Juni 1921 zogen ins Hohlbrucker Firmlein eine Maria-Hilf- und eine Moiftns-Glocke ein, 990 kg die eine, 304 kg die zweite, ausgeführt von Grafmann, Wiltzen-Junsbruck.

10) Dieser jährliche Beitrag an die Seelsorge Kartitsch blieb Hollbruck auch noch aufgebunden, als es selbst schon Seelsorgestation geworden war. Die Gemeinde leistete ihn im ganzen durch 160 Jahre.

11) Hollbruck hat in den Jahren fetther vierzehn Seelsorger gehabt, war auch zweimal durch einige Jahre unbesetzt; die Lokalkaplanei wurde später zum Vikariat und zur Pfarre; hochw. Herr Rügler stand als erster Pfarrer ein, sein derzeitiger Nachfolger übernahm die Seelsorge 1918.

12) Schon zu Kaplan Spielmanns Zeiten hätte das Wallfahrtsbild etamal seine Kirche verlassen sollen. „Zu dem Dankfest des erhaltenen Friedens hätte dieses Gnadenbild in einem ferculo nach Sillian auf ein verlangen des Herrn Dekans sollen getragen werden.“

Für das Vericulum fährt er Rechnung.

„Zu der Rückwand, so wider meinen Willen und Anordnung ist verfertigt worden, dem Maler in Niederdorf 1 fl 40 kr, für Stoff, Gold, Blumen zc. 5 fl 15 kr.“

Ob es zu der geplanten Liebertragung auch gekommen ist, steht nicht vermerkt.

13) Dieser Kreuzweg wurde 1926, nach Fertigstellung der neuen Straße nach Hollbruck neu aufgestellt; die erste Station eine Viertel Stunde unter Hollbruck, die Entfernung zwischen den einzelnen Stationen ungefähr zweihundert Schritte. Da verständiger Weise darauf gesehen wurde, die Aufstellung der einzelnen Stationsbilder dem Landtschaftsblilde glücklich einzufügen, entstanden einige wirklich idyllische Plätzchen. Die Bilder sind gute Steinle-Wiedergaben; gut auch im Sinne von wetterfest.

14) An denen hat „der Zahn der Zeit“ allerdings schon ein wenig stark genagt und es besteht der Plan, sowohl die Stuckkränze, wie auch die Deckengemälde von sachkundiger Hand restaurieren zu lassen. Auch die Vergoldung der Altäre wäre teilweise zu erneuern. Wer bei der Mutter von Hollbruck Dankeschuld stehen hat, könnte wohl durch Spende zu diesem Zweck das wertvollste Gottv belbringen! Oder sollte man, weils schon in einem geht, ein noch wertvolleres vorschlagen und daran erinnern, daß das kleine Gnadenbild, wie weiter unten erwähnt, noch immer in einem gar so billigen Monstranzl steht, „daran nichts von Silber, nur Glassteine?“ — Das Geld ist rar, aber die Opferwilligkeit der Österröler hat erst vor kurzem eine neue Kirche geweiht. —

15) Die drei Presbyteriumsmitglieder tragen die Signatur J. F. E. W. M. 1886 — (Johann Franz Enlanah von Marienfels) — und ein undeutliches Wappen.

Das Christi-Himmelfahrtsbild ist von Christof Mayer als Spender gezeichnet, das Dreikönigsbild von „Oswald Khipacher, jetziger Faching, 1686“. Des letzteren Wappen hat zwei horizontalgeteilte rote Felder und zwei weiße Ränder.

Nikolaus, Blasius und Tobias Sündt spendeten das Bild, wie der Auferstandene seiner Mutter erscheint. Ihr Wappen weist im ersten und vierten Felde einen schwarzen springenden Widder, im zweiten und dritten einen roten springenden Ochsen.

Am Bilde der Anbetung durch die Hirten ist Christlan Hattler, Wirt in Karitsch, als Spender gezeichnet und beim zwölfjährigen Jesus im Tempel verewigt sich Franz Manx, wie oben Christoph Mair.

Das Wappen der Obernarr, in Zusammenstellung und Ausführung der Sinti-Wappen ähnlich, hat in zwei Gegenfeldern einen aufsteigenden Steinbock — schwarz — in den andern zwei einen roten Mann mit einem auf den Boden stützenden Stab, der über der Hand zum grünen Baumchen wird. Ueber den (Stechhelm Büffelhörner. Farben: schwarz — gelb, rot — weiß.)

Im ganzen also die Namen, die schon beim Kapellendau und den ersten Schenkungen und Stiftungen als Wohltäter erscheinen.

Im letztgenannten Bilde aber hat der Maler einem der Schriftgelehrten seinen Namen ins aufgeschlagene Buch geschrieben: „Gabriel Köhler, Maler, 1686“.

16) Die „Anschaffungspuren“ der beiden Heiligen finden sich in den Jahren 1685 und 1687. In ersterem macht der Tischler Peter Kauter ein Postament unters neugemachte Franzisenbild, in letzterem bezahlt Oswald Sinti 12 fl. fürs Fassen.

17) Ein Haupt-Christi-Bild brachte Jakob Jungmann zu St. Oswald 1842 von Rom; er verehrte es nach Hollbruck („und hätte den Karitschern zu einem Andenken einen hl. Leib herausgebracht, aber sie haben nicht gewollt . . .“) so schreibt er auf die Authentik.

18) Um 1830 weist das Inventar 5 Stück silberne Ehrenmedaillen als Wotivopfer aus.

19) An Nachbildungen sind zu vermerken: Ein Kupferstich von B. Winkler, 14 : 8 cm; das Gnadenbild zwischen Engeln und Wolken über der Landschaft von Hollbruck; der Steindruck aus der Lithogr. Anstalt J. Kravogl, Inns-

bruck, ein besonders traulich ansprechendes Bildchen; aus der Tyrolia eine billige Vervielfältigung nach Fotografie mit Rücklegt: „Milde Königin gedenken . . .“ endlich 2 Dastellungen des Bildes samt Monstranz, die eine ein kolorierter Lichtdruck aus dem Verlag Czochna, Innsbruck — die Monstranz über dem Kirchlein mit einem Ausschnitt der Landschaft —; die andere in Ansichtskartenformat nach den fotografischen Aufnahmen, zwecks deren Hr. Kugler schon im ersten Herbst nach seinem Einstand das Gnadenbild nach Wien begleitete.

20) Im Inventar von 1786 finden sich 36 kr. verrechnet für einen Leberzug bei der Tabernakelaltäre, worin das Gnadenbild steht“.

21) Sonstiges Geschriebenes zu Hollbruck: Stiftbriefe, Rechnungen, Inventare, Kirchenpuech u. im Pfarrarchiv Hollbruck.

„Maria-Hilf zu Hollbruck“, von Pfarrer Kugler; Bregen 1904. Führt Legende und Geschichte, Beschreibung und Gebetsverordnungen zusammen und dient mit dem allem dem Zwecke frommer Erbauung.

Kooperator Meisters Aufzeichnungen über die Wallfahrt und deren Geschichte.

Der Pilger durch Tirol. Entstehungslegende.

Beda Weber, Land Tirol, II 140.

Ott, Marlanum.

Beigel, Wallfahrtsorte unserer Lieben Frau.

Hoppe, des Oesterreichers Wallfahrtsorte.

*) Dank ist zu sagen für alle Bemühungen und Mitteilungen den hochw. Herren: Pfarrer Kugler von Vellach; Pfarrer Kraker von Hollbruck; Kooperator Meister von Uinca.

**) Den Lesern:

Daß die kleine Wallfahrt Hollbruck so ausführlich behandelt wurde, hat als Ursache: 1. lag eben ausführliches Material vor; 2. wird im geplanten Tiroler Wallfahrtsbuche eine Kirchfahrt wie Hollbruck sehr knappen Raum zugewiesen bekommen und daher lag es nahe, in den Heimatblättern etwas eingehender zu arbeiten; 3. wird es unsern Heimatblättern nie tragen, ortsgeschichtliche Beiträge zu liefern, wie es Heimatwürsten mit weiterem Gebiet tun und daher müssen die Heimatblätter selber das Archiv der Heimat werden; im Archiv aber verwahrt man alles Wahrensmerke, nicht nur knappe Auszüge; und 4. wollten wir unsern lieben Helfern und Mitarbeitern eine Art Schulbeispiel bieten, was denn zum Thema Wallfahrten alles beizubringen wäre.

Kostbare Gemälde in Lavant.

„Das Gotteshaus zu Lavant“ — gemeint ist die uralte obere St. Ulrichskirche — besaß einen Schatz an alten Gemälden von anscheinend bedeutendem Wert. Leider wissen wir kaum etwas anderes davon, als daß sie ungefähr um 1740 verschleppt worden sind. Die Lavanter konnten entweder den Wert der Bilder, oder sie schätzen sie aus anderen Gründen: mehr als 10 Jahre nach der Verschleppung begannen sie, sich darum zu wehren, reichlich spät zwar — aber immerhin wehrten sie sich! In einer Bittschrift an die Frau Obristin des Haller kgl. Damenstiftes — als hohe Gerichtsfräule — ersuchten sie um Rückstellung der seitherzeit eingekauften Gemälde. In Hall wußte man nichts von der Sache; Landrichter v. Kost erhielt Auftrag zur Nachforschung und Berichterstattung (sein erster Bericht stammt vom 11. Oktober 1750); die verschiedenen Akten, die zwischen Hall und Wien gewechselt wurden, stellen den Sachverhalt in folgender Weise dar: Der frühere Verwalter der Herrschaft Wien, Tschuji,

habe bald nach seinem Amtsantritt — also „vor ungefähr 12 Jahren“ — die Bilder aus der Kirche fortgenommen; als er dann um ihre Rückgabe angegangen wurde, habe er „bald diesfälligen Wert in Geld angetragen, bald aber vorgegeben, als wären diese Gemälde zu meinen Händen in das kgl. Stift alherd gekommen (so schreibt die Obristin). Es bleibt hingegen ein vor allemahl gewiß und wahr, daß (ich) nicht das mindeste von solchen Gemälden zu sehen, also desto weniger zu Händen bekommen.“ In der Tat hatte Tschuji die Gemälde dem Brigner Kanonikus Herrn v. Franzin geschenkt, von dem sie auf dessen Erben Elias v. Franzin in Eppon übergegangen sind; beim Pfleger des Gerichtes Lienzer Klausen hatte Tschuji 6 „Luggaten“ als Kaufpreis hinterlegt. Landrichter v. Kost und selbst der Erzbischof von Görz — wahren Tristach mit Lavant kirchlich gehörte — drangen in Tschuji, der inzwischen „Landhauptmannischer Ambis Secretary“ in Bozen geworden war; während letzterer über-

haupt keine Antwort erhielt, bekam ersterer nur die: die Bilder besitze Herr v. Franzin in Eppan, vor ihm soll man sie „vindizieren“, oder bezahlen lassen. Kost betrug am 4. Dez. 1751, daß beim Besizer in der Klausen tatsächlich 24 fl. hinterlegt seien; im gleichen Bericht sagt er: „ich habe diese Gemähl niemahl accurate beobachtet; wie von andern höre, solle Sge Carl Z hierer gemacht haben.“ Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich um Gemälde Albrecht Dürers, des Nürnberger Meisters (1471-1528) handle; wenn die Annahme zutrifft, läßt es sich freilich begreifen, daß Jahre hin-

durch die Nachforschungen und Verhandlungen nicht ruhten und daß die Lavanter sich um solches Eigentum ihrer Kirche bemühten; es läßt sich aber kaum mehr begreifen, daß man den Handel schließlich aufgab und sich mit den 24 fl. begnügte, die für eine neue Monstranz in Lavant verwendet wurden! (21. April 1756.)

Staatsarchiv Innsbruck, H. D. St. U. (=Haller Damen-Stiftsarchiv) Codex IV, fol. 160 ff. und XVI. 449 ff. Die Auszüge aus den Original-Akten hat H. Insp. Oberforcher angefertigt und mir für die Heimatblätter zur Verfügung gestellt. (R. M.)

Ursprung und Ende einer „Wallfahrt“ bei der Lienzer Klausen.*)

Am 27. Juni 1749 berichtete der Herrschaftsverwalter v. Schuellern in Lienz an die Gerichtsherrschaft in Hüll: „in dem Gericht Lienzer Clausen unter dem Vicarial Leisach will sich eine Kirchfahth hervarthun, daß seith einigen Tagen viele Kirchfacter daselbst sich einstellen.“ Schon 8 Tage später war er in der Lage, eine eingehende „Relation wegen den Ursprung, Hergang und Concurs zu den sogenannten heiligen Loch in dem Gericht Lienzer Clausen“ zu überreichen:

„Allorderst ist zu wissen, daß dieses Loch eine alte Arghruoben gewesen seye, allwo vor Jahren ein Bergwerk angefangen, aber vermußlich wegen den schlecht erzeigten Nutzen wiederum von verlassen worden. Der Eingang ist anfangs zimlich nieder, daß man weder ankroch, auch so eng, daß nit mehr als ein Perion hineingehen kann, weiter darinnen aber kan man aufrecht stehen u. ist die Länge ungefahr zwey Elaster.

Nun hat mit Herr Vicarius zu Leisach, Guggler, welchen ich umb den Hergang, Aufnahmen und dormaligen Concurs befraget, folgendes vermeldet: Es wäre vor ungefahr 50 Jahren dauen Leisacher Hirten mit Namen Thomas Winckler, Johannes Linder, welche beide aber allbereiths verstorben, und Jacob Görzer, so amoch im Leben, vorkommen, als secheten selbe Chelsum in Ellend vor diser Arghruoben in neublichen Form, als selber auf dem Stechtel vor dem Bass Lienzer Clausen stehet**). Di: Hirten wären darüber erschrocken, als sie sich aber erhollt und von dem Weg hinauf zurückgesehen hätten, wäre die Figur verschwunden und nichts mehr zu erblicken; weiters vermeldet, daß sie eine Zeit vorher ebenals vor diesen Loch eine Figur, ohnwissend ob es ein Weib- oder mannliche Gestalt präsentierte, gesehen hätten.

Von allen diesen aber ist kein Zulauß erfolgt und das Geschrey oder gar nit auf kommen, oder

aber erloschen, bis Anno 1749 als gegenwärtiges Jahr, der Leisacher Hirt N. N., welcher ob peccatum fornicationis sich von der Stadt auf Leisach geflüchtet, diesen Handel auf das neu: griehret und vor mehrermelter Arghruoben Christum in Ellend gesehen zu haben ausgesprenget hat.

Anfänglich divertierten sich die Lienzer mit diesen obwohl beschwöralichen Weg, umb ihren Fürtwitz zu pieffen, da aber niemand nichts erschey konate, zu mahlen der Ruf sich verändert, als seche man Christum in Ellend aus dem Stein herauswachsen, lachten sie darüber einander aus, und wurden also der Rumor von der Statt auf das Landtgericht und von da in das Buxtertal und Cärnthn dergestalt spargiert, daß inräädig 14 Tagen eine ungemeyne Mänge Boldsch sowohl Lienzerischer als anderer Untertanen sich bey diesen sogenannten heiligen Loch eingestellt und mit größter Andacht solches besucht haben. Soniel hat Herr Vicarius von Leisach referiert.

Uebrigens, da ich gester in dieser Gegend mit dem Josef Glanzl Haafen jagte, habe mich dahin begeben, diese Gruoben zu besichtigen, habe aber nichts als den harten Stein ohne mindeste Wahrnehmung einer Figur angetroffen. Daselbst waren zwoi Weibspersonen, eine von Anras, welche gebetet und vermeldet, sie wäre schon gestern alhier gewesen, umb ihre Andacht (weillen man doch in dem Oberland soviel von diesen heiligen Loch reden hörete) zu verrichten, wäre aber wegen den grossen Concurs nit hineingekommen; die andere hatte ein Stemmgessen und Hammer, mit welchen sie aus dieser Gruoben Stein herunter hauete, in der Hand, und als ich selbe darüber befragete, für wembe sie diese Stein samblete, wollte sie mit der Sprache nit heraus, endlichy kekannte sie, daß sie der Frau Lieutenantin an der Lienzer Clausen gehören, ohnwissend zu was Zihl und Ende. Die Frau hat ein zilzerne Tassl mit einen Dachl vor das Loch mittelfst zwoi Ketthen aufhengen lassen, auch ein und andere Bildauffen der Mutter Gottes und Heilligen darauf genagelt, und solle dem Vernehmen noch

*) Das Stück liegt noch westlich der Lienzer Klausen oberhalb der alten Straße. Oberforcher.

**) Die Akten-Auszüge aus H. D. St. U. Collex III. und XIV. aus dem Staatsarchiv Innsbruck hat H. Insp. Oberforcher, Innsbruck, zur Verfügung gestellt. R. M.

öfters dahin kommen zu betten. Defacto ist schon ein machteses Opfer an dieser Tail: als zwei Ochsen, zwei Männer, 1 Kind und 1 Hand nebst 2 hlzernen Augen, welches die Wallfarter auf bescheiden jeyn sollende Heilung und Aufhebung unterschiedlicher Zuständ u. Unlighkeiten gebracht haben. Ansonsten ist gemiß, daß Niemand außer den Hirten u. etlichen Weibsbildern von männlichem Geschlecht eine Figur oder Bildnuß erblickhet hat. Zudem solle Christus bald in Eilend, bald am Kreuz, bald mit, bald ohne der schmerzhaften Mutter Gottes ersehen worden seyn."

Diese Relation ließ eigentlich schon keinen Zweifel mehr übrig an dem Urgrund der Wallfahrt; eine Woche später, am 11. Juli d. J., sagt es Berwaller v. Schuellern noch klarer: „daß alles nichts anders als eine Fantasey und falscher Kunvor seye“; des halb habe auch der Pfarrer von Dölsach (von welcher Pfarre das Vicariat Leisach abhängig war) angeordnet, das Loch zu vermauern; dies hat nun

allerdings der Herrschaftsverwalter nicht zugelassen, weil es ihn „in etwas verdrossen, daß man alles einseitig vorgenommen“, nämlich „mit präterierung der weltlichen Obrigkeit“; nachdem aber die Gerichtsfrau, gegen die Verletzung der Form in sanfter Weise protestierend, die Vermauerung des hl. Loches guthieß, war die Angelegenheit dieser kurzfristigen Wallfahrt aus der Welt geschafft; dem Herrschaftsverwalter stellte sie das Zeugnis aus, daß er „hiebei ganz wool und vorsichtig gehandelt.“ Sie selbst, die Vorleherin eines religiösen Stiftes, zeigt in der für religiöses Abenteuerium empfänglichsten Zeit in der Mitte des 18. Jahrhunderts, unerwartet vernünftiges Denken, wenn sie in ihrem Befehl an den Herrschaftsverwalter am 13. Juli 1749 sagt, sie wünsche „schleunige der Sachen Untersuchung umß so mehr, als widrigen- und allenfalls verschiedene Bedenklichkeiten als Übergaben wenigst materialiter wo nit gar andere Mißbräuch in einer abgelegenen Höle sich äußern könnten.“

Zur Frage „Eisenkühe“.

Von Dr. Leopold Molinari, Rechtsanwalt in Trient.

Meine lieben Heimatblätter!

In der Nummer November/Dezember 1927 der „Östtiroler Heimatblätter“ lese ich einen Artikel unter der Rubrik „Eisenkühe“, der mit Recht den Östtirolern den Vorwurf macht, daß sie mit wenigen Ausnahmen ziemlich indolent sind, weil es niemand der Mühe wert gefunden hat, auf die in der Nummer des zweiten Jahrganges der Heimatblätter gestellte Rundfrage die sog. Eisenkühe betreffend zu reagieren. Mir ist die fragliche Nummer nicht zu Gesicht gekommen, habe solche erforscht und will wenigstens von meiner Person obigen selbstgemachten Vorwurf ablenken.

Gestatten Sie mir, daß ich das Verjämnnis nachhole und meinen Beitrag zur Lösung der Rundfrage abliefern.

Sehr häufig werden einem Pächter auch die beim Gute befindlichen Viehstücke übergeben. Ist hiebei nichts besonderes verabredet, so ändert sich an der rechtlichen Natur eines Pachtvertrages nichts.

Der Verpächter verbleibt nach wie vor Eigentümer des Viehes und hat den zufälligen Eingang der Viehstücke (casum sentit dominus) zu tragen; der Pächter hat das Recht der Benützung des Viehes, muß aber nach Beendigung des Pachtvertrages die Viehstücke in natura zurückstellen und haftet nur für den durch sein Verschulden herbeigeführten Abgang.

Das ganze Verhältnis ändert sich, wenn der Pächter die Gefahr des Verlustes auf sich nimmt, sich demnach verbindlich macht, am Ende der Pachtzeit einen Viehstand zurückzustellen, welcher dem ihm anfangs übergebenen gleichkommt, somit die fehlenden Viehstücke aus Eigenem nachzuschaffen. Dieser Vertrag wird gemeinhin

„Eisern Viehcontract“

(im französischen Recht Cheptel de fer) genannt und charakterisiert sich als Pachtvertrag mit einem beigelegten Versicherungsvertrag. Der Verpächter bleibt auch hier noch immer Eigentümer des Viehes; der Pächter kann dasselbe nicht beliebig veräußern und laßt den Wert desselben zurückstellen, auch können die Gläubiger des Pächters keinen Anspruch auf dieses Vieh erheben.

Weil das Vieh in der gleichen Art und Menge zurückgestellt werden muß, der Pächter bei diesem Pachtverhältnis auch den zufälligen Eingang der Viehstücke trägt, so wird es gleichsam als „eisern“ betrachtet und man sagt daher auch „eisern Vieh stirbt nie“. Die Bezeichnung der Kühe als „Eisenkühe“ hat nach meiner Ansicht nichts zu tun mit Eisen (z. B. mit den aus Eisen verfertigten Votivgaben für Wallfahrtskirchen; Anm. d. Red.) oder einer eisernen Kette, sondern das Beiwort „eisern“ bezieht sich auf die Natur des Vertrages, der „eisern“ oder „von Eisen“ ist und von dem nicht abgegangen werden darf.

Ähnlich auch beim Militär „eiserner Ration“, die ohne Not nicht angegriffen werden darf, oder bei einer Festung aus dem gleichen Grund eiserner Bestand.

Ob der Versuch der Lösung befriedigt, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist die Erklärung natürlich und sprachlich glaubhaft.

Anm. d. Red. Der Begriff „Eisenkühe“ dürfte nun wohl erschöpfend dargelegt sein. Aus dem Kapital einer Kirche erhielt ein Bauer eine bestimmte Summe, die zum Ankauf einer Kuh hinreichte oder ihrem Wert entsprach; da sie „eiserner Bestand“ war, „starb sie nicht“, mithin konnte die Kirche vom 15. Jahrhundert bis ca. 1850 — soweit kann an Hand der bisher bekannten Daten die Zinssetzung ver-

folgt werden — denselben ebenso „eisernen“ gleichbleibenden Zins beziehen, was im Laufe der Jahrhunderte für die Kirche ebenso Nachteil wie Vorteil war, da der Zinsfuß für solche Gelder zwischen 3 und 6 Prozent schwankte.

Wir sind H. R. Dr. Molinari dankbar für sein juridisches Schlusswort zum ersten Teil unserer Rundfrage und

benützen die Gelegenheit, noch einmal namentlich an die H. H. Seelsorger die Bitte zu richten, durch Nachsicht in den Urbarien, Kirchenrechnungen, Grundentlastungserkenntnissen und Steuer- oder Grundkatastern den zweiten Teil der Frage nach der örtlichen und zeitlichen Ausbreitung dieser Art kirchlicher Zinsleistung zu klären.

Zur Geschichte der Fraktion und Expositur Kalkstein.

Die spärlichen Berichte aus der alten Zeit erzählen uns nichts von Kalkstein, wir haben nur einige Berichte von Vallis Grata. Cassio II. Herzog der Bagoaren schenkte im Jahre 788, im letzten Jahre seiner Regierung, dem eben von ihm gestifteten Benediktinerkloster zu Innichen zum besseren Unterhalte der Klosterbrüder mehrere Alpen, darunter auch die Alpe Vallgrata. Diese Schenkung bestätigte Otto I. im Jahre 965 (Resch *Actas millenariae ecel. Ugunt.*) Im Jahre 1140 überließ das Kloster einen Wald im Tale Vallgrata mit allen dazu gehörigen Wäldern seinem Kirchenvogte Arnold Grafen zu Mareit bis zu dessen Tode, mit der Bedingung, daß er den Boden bebarren und die Neubrüche durch die von ihm verordneten Pflanzleute bearbeiten lasse. Um das Jahr 1154 kam das Tal durch den Tod des Grafen wieder an das Stift zurück. In der Folge gewannen die Schirmvögte des Stiftes zu Innichen immer mehr an Besitztum in dem diesem gehörigen Territorium. Manches wurde ihnen freiwillig für geleistete Dienste vom Stifte überlassen, vieles zogen sie eigenmächtig an sich.

Der *Catalogus parochorum Vallis Gratae* nennt als ersten Pfarrer Bertholdus Tuschl plebanus in Vallis Grata, welcher nachher in Innichen Canonikus wurde anno 1341. Im Jahre 1634—1639 wird angeführt Christian Valer parochus und nach ihm Paulus Högele (1644). In dieser Zeit entstand die Kirche in Kalkstein. In der Urkund heißt es: *Hoc anno 1634 pestis in Kalkstein mortui sunt mensibus novembri et decembri: 31 personae. Quidam ex illis a peregrinatione Ottinga Veteris reduces suam in patriam retulisse feruntur. Demnach hätten einige Pilger, die nach Ottingen eine Wallfahrt gemacht haben, von dort die Pest nach Kalkstein gebracht, an der dann in den Wintermonaten November und Dezember 31 Personen gestorben wären. Es soll, um die Abwendung der Pest von Gott zu erleben, das Gelübde gemacht worden sein, eine Kirche zu erbauen, diese erste Kirche, heißt es, sei klein, finster und notdürftig ausgestattet gewesen. Diese Kirche in Kalkstein hat lange bestanden, ohne daß ein Priester dort gewirkt hätte. Im Jahre 1800 hat der Pfarrer von Inneroillgraten, Peter Leodegar von Millstätter die Notwendigkeit, einen Priester für Kalkstein anzustellen, erkannt und hat auf das Drängen der Einwohner in Kalkstein an das Consistorium in Brigen ein Bittgesuch, um für Kalkstein einen Priester zu erlangen, gerichtet. Aus diesem Gesuche gewinnen wir auch einen Einblick in die Verhältnisse jener Zeit. Die Ortschaft Kalkstein zählte zur selben Zeit*

70 Einwohner. In dem Schreiben des Pfarrers Peter Leodegar von Millstätter wird berichtet, daß im Jahre 1660 Hochw. Bischof Jaffe Burghofer in die Kirche in Kalkstein unter dem Namen und unter dem Schutze: Maria zum Schnee eingeweiht worden sei. In dieser Zeit wurde allwöchentlich von der Pfarre Inneroillgraten aus in Kalkstein am Samstag eine Messe gelesen, wobei auch entlegene Kirchfahrer zu erscheinen pflegten. Pfarrer von Millstätter führt auch die Gründe an, welche für die Besetzung von Kalkstein mit einem Priester sprechen, einmal die weite Entfernung von der Pfarrikirche Inneroillgraten, dann die regelmäßig alle Jahre niedergehenden Lawinen, welche für einen großen Teil des Winters den Weg versperren. Es wurden Beiträge gesammelt zur Gründung eines Stiftskapitals. Es fanden sich Gutsäter, die zur Leistung von Beiträgen sich bereit erklärten, für die Erhaltung eines Priesters Geld beizusteuern und Naturalien zu geben. Die Gemeinde Inneroillgraten half mit, das Stift Innichen leistete ebenfalls Hilfe, dazu kamen noch Wohlthäter von auswärts. Im Schreiben wird genannt der Hochw. Vater Anselm Bachmann, in Inneroillgraten am 16. Juli 1762 als Sohn der Messnerleute Josef Bachmann und Katharina Steidl geboren, erhielt bei der Taufe den Namen Michael und wandte sich dann dem Studium zu. Er trat in den Kapuzinerorden und kam in die Schweiz. In den Unruhen der napoleonischen Kriege wurde er als nicht gebürtiger Schweizer vertrieben und zog dann in seine Heimat nach Inneroillgraten. Hier finden wir ihn für kurze Zeit als Aushilfspriester in Auheroillgraten und dann als Expositus in Kalkstein. Pfarrer Millstätter bemerkt, daß Vater Anselm mit den besten Zeugnissen seiner Oberen aus der Schweiz entlassen worden sei, nur in Folge politischer Unruhen. Vater Anselm Bachmann sorgte durch Errichtung von Messen und Jahresstiftungen, daß die Besetzung der Expositur Kalkstein durch einen Priester dauernd möglich werde. Aus der Zeit seiner Wirksamkeit wird erzählt, wie anno 1809 am 5. des Wintermonats 231 Mann von Toblach über das Joch nach Kalkstein gekommen seien, darunter waren: 5 Oberoffiziere und 6 Unteroffiziere und 9 Bediente, die er zu verköstigen hatte. Am 1. Jänner 1810 kamen wieder 200 Franzosen, erzählt Vater Bachmann, habe ich 5 Oberoffiziere, 2 Bediente und 18 Gemeine ins Quartier nehmen müssen und bei 3 Mahlzeiten zu verköstigen gehabt. Im übrigen scheinen diese Franzosen sich nicht ungebührlich benommen zu haben.

Nach einer segensreichen Wirksamkeit starb Vater

Anselm am 5. Februar 1835. Im Sterbepuch der Pfarrkirche Innervillgraten findet sich der Sterbefall eingezeichnet mit den Worten: Am 5. Februar 1835 starb der Hochwürdigste Pater Anselm Bachmann Expositus primus in Kalkstein filius aeditui ex ordine capucinorum in Helvetia, omnibus promissus in praesentia septem sacerdotum sepultus est. Am 14. Dezember 1843 wurde dann der Stiftbrief für die Expositur Kalkstein errichtet. In denselben werden die Verpflichtungen eines jeweiligen Expositus bestimmt und die Seelsorgsdienste zwischen der Pfarrkirche Innervillgraten und der Expositurkirche in Kalkstein geregelt, ebenso was ein Expositus an Geld und Naturalien zu beziehen hat.

Im Jahre 1868 wurde die Expositurkirche in Kalkstein erweitert, nach dem Projekte des Architekten Dominikus Stadler. Die Kosten zu dieser Renovierungsarbeit wurden aufgebracht theils von den Einwohnern von Villgraten und Kalkstein, theils von auswärtigen Wohlthätern. In den Jahren 1904 und 1905 wurde durch den Hochw. Expositus Bartholomeus Maier zur Kirche in Kalkstein auch der Turm gebaut, so daß sich gegenwärtig die Kirche sehr schön präsentiert.

Als Wallfahrtskirche hat die Kirche nicht eine sehr große Bedeutung erlangt. Es kommen aller-

dings schon seit früherer Zeit Wallfahrer nach Kalkstein, indes findet sich hier nicht das, was andere Wallfahrtsorte haben, vor allem fehlt hier ein Gnadenbild. Auf dem Hochaltar sieht eine ganz würdige Statue der heiligen Gottesmutter, aber dieselbe ist nur eine Bildhauerarbeit aus neuerer Zeit. Auch finden sich nicht Votivtafeln oder Votivgeschenke, die an besondere Geschehnisse erinnerten. Am 5. August, Fest Maria Schnee, wird das Patroziniumsfest feierlich begangen, zu welchem Wallfahrer aus der Umgegend kommen. Von Innervillgraten werden öfters Prozessionen nach Kalkstein gehalten. So geht jedes Jahr am Mittwoch in der Bittwoche ein Kreuzgang nach Kalkstein. Ebenso werden Bittgänge nach Kalkstein gehalten, wenn es gilt, von Gott dem Herrn eine günstige Witterung für die Feldfrüchte zu erlangen. Auch die Nachbargemeinden halten Bittgänge nach Kalkstein, wenn besondere Nöten sie veranlassen, von Gott Hilfe zu erlangen.

Am 31. August des Jahres 1875 konsekrierte der Hochwürdigste Fürstbischof Eugen Gasser die Expositurkirche in Kalkstein samt dem Hochaltare in honorem Beatae Mariae Virginis od Rivos et Sanktorum Valentini et Silvestri, Vitae laterale in honorem Christi crucifixi reconditis in eis Reliquis Sanctorum Martyrum Justini et Probi.

Einige Erstbesteigungen.

Von R. Konstantin!

(Nach dem Fremdenbuch von Kals, angefangen den 13. September 1868, geschlossen den 9. September 1884, gewidmet von Johann Stöckl. *)

1. Erste Besteigung der Glocknerin. (Keil 10908, Sonclar 10944, unsere Messung 10790 W.)

In Pfeilschnellem Abfahren legten wir die Strecke vom Großen Wiesbachhorn hinab zu der zwischen diesem und der Glocknerin gelegenen Weillingerscharte (10463 W nach Sonclar) zurück, 31½ Min. nach dem Verlassen der Spitze waren wir auf der Scharte angelangt. Ohne die mindeste Berühmung erreichten wir um 12.20 Uhr die jungfräuliche Spitze der Glocknerin. Wir haben hier zum erstenmal unsere Messung neben der von Sonclar und Keil beigelegt und zwar halten wir die von uns erzielte Höhenangabe richtiger als die beiden erstgenannten. Die Glocknerin ist uns entschieden fast gleich hoch wie die höchste Spitze der südöstl. gelegenen Bratschenköpfe. (Von Keil mit 10558, von Sonclar mit 10727 W gemessen.) Da die von fast 11.000 Fuß auch gemäß der geringen Steigung von der Weillingerscharte zu hoch gegriffen sein dürfte, so haben wir hier unsere Messungen angeführt, obwohl dieselben, als nur mit einem Metallbarometer gemacht, keineswegs als maßgebend zu betrachten sind. Vielmehr wurden dieselben meist nur zur Lösung der Frage angewendet, nach welcher Seite hin bei den oft bedeutend divergierenden Höhenangaben von Sonclar und Keil wir uns ein-

gen sollten. Nur bei eklatanten Unrichtigkeiten od. bei dem Mangel jeglicher Messung haben wir unsere Auffindungen verzeichnet.

Als ein wunder schöner Gipfelbau präsentierte sich von der Glocknerin aus das schön gebogene Wiesbachhorn, einen gleich erhabenen Eindruck gewährend, wie der majestätische Glockner, der König der Ost-Alpen.

2. Erste Besteigung des großen Bärenkopfes. (Sonclar 11.066, Keil 11.696, unsere Messung 10.790 W.)

In keinem Teile der Glocknergruppe herrscht eine solche Unklarheit, wie in Bezug auf die in unserem Gebirgsstocke leider nur zu sehr verbreitete Familie der Bärenköpfe. Sie sind sowohl falsch gemessen, als auch falsch gezeichnet und falsch benannt. Wir erlauben uns daher, einige Venderungen vorzuschlagen. Fast direkt in der Verlängerung einer vom Großen Wiesbachhorn zur Glocknerin gezogenen Geraden, nur etwas gegen Süden zurücktretend, liegt ein schöner, die Glocknerin nach unserer Messung um 60' überragender Gipfel, der von Sonclar und Keil etwas zu weit südlich verlegt wird, und bei beiden den Namen „Kleiner Bärenkopf“ führt. Diese Spitze ist entschieden die höchste unter den Bärenköpfen. Wir benennen daher dieselbe

*) Gegenwärtig im Alpenvereinsmuseum in München.

„Großer Bärenkopf“, dagegen erteilen wir dem von Sonclar und Keil „Großer Bärenkopf“ resp. „Hoher Bärenkopf“ benannten Gipfel die Bezeichnung „Kleiner Bärenkopf.“

Um 12.40 Uhr die hochgewölbte Kuppe der Glocknerin verlassend, erreichten wir nach Ueberschreitung einer nicht sehr tiefen Scharte um 1½ Uhr den Großen Bärenkopf, aus zwei dicht neben einander liegenden, fast gleich hohen Schneespitzen bestehend.

Sowohl von hier aus, wie von der Glocknerin haben wir eine, wenn auch nicht so ausgedehnte, so doch im Allgemeinen dem Wiesbachhorn ähnliche Aussicht. Insofern bieten die beiden letztgenannten Punkte eine reizvolle Abwechslung, als von ihnen aus der wunderschöne Zellersee sichtbar ist.

3. Erste Erstigung des Hochschobers von Kals aus.

(10.247' Sonclar.)

So trefflich die Kaller als Führer für die Glocknergruppe durch ihren Eifer und ihre Tätigkeit eingeschult sind, so wenig waren sie andererseits mit der zweitbedeutendsten Nebengruppe der Hohen Tauern, mit der Schobergruppe, bekannt, für welches Kals gleichfalls ein günstig gelegener Aus-

gangspunkt ist. Ich beschloß daher, mit den beiden alterprobten Gefährten Jos. Schmell und Thom. Groder eine Erstigung des Hochschobers zu unternehmen. Rechtskandidat B. Hecht aus Prag hatte sich der Erkursion angeschlossen.

28. Juli. Abmarsch 4.10 Uhr zur obersten Almhütte im Lesachtale (2 St.); dies ist die sog. Meningalpe auf der linken Seite des Lesachtals; Sonclar gibt dieselbe auf seiner Tauernkarte nicht an. Bei der Meningalpe teilt sich das Lesachtal, der eine Teil zieht gegen Osten zum Kees empor (auf Sonclar's Tauernkarte als Kastenaletscher bezeichnet), der andere zum Kalkkees gegen Süden.

29. Juli. Aufbruch 3.33 Uhr. Am Abschusse des Kalkkeeses aufwärts wandernd, erreichten wir um 5.15 Uhr die mächtige Steinmoräne des Kalkgletschers. In der Richtung gegen das Kreuzeck teils über steile Firnfelder, teils über gefahrlos zu betretende Felswände emporsteigend, kamen wir um 7.45 Uhr an der Scharte zwischen Hochschober und Kreuzeck an. Ueber einen Firngrat — 22 Grad Neigung — erreichten wir um 8.15 Uhr, also 4 St. 20 Min. nach unserem Aufbruch von der Meningalpe die Spitze des Hochschobers, eine sanftgewölbte Schneekuppe. (Es folgt dann eine Beschreibung der Aussicht vom Hochschober aus.) Namen fehlen.

Ueberfremdung der heimischen Musikpflege.

Von Otto Eberhard, Musikschriftsteller in Salzburg.

„Die echte Kunst gehört dem gesunden Volke!“

Es ist kein kleines Stück Arbeit, die deutsche Tonkunst zu dem deutschen Volk zu tragen, in dem Teil des Volkes, der noch gesunde Kraft und Ursprünglichkeit genug besitzt, diese Kunst zu werten.

Wir Deutschösterreicher leben bekanntlich auf dem alten Mutterboden edelster deutscher Musikpflege und Wien war davon Weltmittelpunkt. Lebte nicht Schubert, dieser Heros des deutschen Liedes in den Mauern Wiens. Haben nicht Haydn und Mozart der deutschen Instrumentalmusik eine feste Richtung gegeben und ihr Ansehen überallhin verbreitet; gelangte nicht durch Ludw. van Beethoven der Zeitabschnitt der deutschen Instrumentalmusik zur höchsten Entfaltung? Und wie steht es mit unserem liebeskundigen und musikfreundigen Tirol? Von den Minnesängern Walter von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein angefangen, hat es im Laufe der Jahrhunderte als Wiege des weltlichen deutschen Liedes manchen bedeutenden Tonseher hervorgebracht und im Volke selbst einen überreichen Liederchatz angesammelt. Die große Zahl unserer bäuerlichen Musikkapellen sind ein glänzendes Beispiel für die erbliche Belastung des Tirolers im besten Sinne des Wortes.

Doch wie überall, so zeigten sich auch auf dem Gebiete der Tonkunst Entartungserscheinungen, deren Anzeichen schon vor dem Weltkriege bemerkbar

waren. Es waren dies: die immer mehr zunehmende Teilnahmslosigkeit an guter Musik, der auch in gebildeten Kreisen festgestellte Geschmacksrückgang in künstlerischen Dingen, endlich die Vorliebe für Massenbauer und Zoten. Vor Jahren schrieb der berühmte Tonseher Eugen Gerstl im „Kunstwart“, daß die Zukunft der deutschen Musik im — Grammophon liege. Schon zu dieser Zeit konnte man von einer Ueberfremdung der Tonkunst sprechen. Wie mit dem allgemeinen wirtschaftlichen und sittlichen Uebergange nach dem Kriege sich der Einfluß des Judentums in Oesterreich ins Ungemessene steigerte, so geschah es auch auf diesem Gebiete. Konnte doch der Jude Dr. Kurt Münzer in seinem Buche „Der Weg nach Zion“ höhnisch schreiben: „Allen Rassen von Europa haben wir ihr Blut verdorben. Ueberhaupt ist ja alles verjudet. Unsere Sinne sind in allen lebendig, unser Geist regiert die Welt. Wir haben uns eingekauft in die Völker, die Rassen durstet, verschändet, die Kraft gebrochen, alle müde, faul und morsch gemacht.“ Dieses offene Bekenntnis zwingt jeden Deutschen, sich zur Abwehr auf den streng völkischen Standpunkt zu stellen und ergibt die Notwendigkeit, auch in der Tonkunst das Fremde der heimischen Kunst hintanzustellen.

Der Jude und Fremdländische hat Begabung für Musik, wie er sie fühlt und braucht; deutsche Ton-

dem eine deutsche Seele haben. Bekanntlich überwiegt in den dunklen Rassen das Gefühlsmäßige und niedrig-sinnlich Leidenschaftliche, das zum Empfindungsrausch, ja bis zur tierischen Wildheit sich steigern kann. Die Musik der Dunklen bezweckt Blut und Sinne aufzuwühlen. Schon Schopenhauer hat die Schamlosigkeit als den wichtigsten jüdischen Wesenszug bezeichnet. Nur der Künstler, der zugleich ein großer, edler Mensch ist, schafft Werke mit Ewigkeitswerken. Weil er sein Leben der Kunst gibt, darum kann er das Leben anderer erhöhen, darum hat diese Kunst dauernden Wert. Technik vermag die Zeit zu blenden und zu erregen, aber von Dauer ist sie nicht. Den Slaven ist die Musik ein Ventil hemmungsloser Leidenschaft, dem Romanen hauptsächlich Forst- und Gesellschaftsspiel, den Germanen jedoch ein der Religion nahestehender, heiliger Mythos.

Nach Beethoven ist sie höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.

Fragen wir uns weiter, wie die Ueberfremdung der Musik plaggreifen konnte. Während in der Entwicklungsgeschichte früherer Zeiten das Judentum noch wenig hervortritt, hält es mit dem Eintritte der Romantik seinen Einzug in das Reich der Musik.

Es hat Not, den Menschen von heute einmal den Zeitspiegel vor Augen zu halten: Im Gegensatz zu den großen Verdiensten der arischen Sittungsvölker in der Musik haben die Juden die hohle Form erfunden, sie haben das musikalische Drama zum Ausstattungsstück gemacht, sie haben an Stelle des natürlichen Ausdruckes die Frage gesetzt. Und wurde die Musik nicht vielfach sogar zu einer die Sinnlichkeit aufreizenden feilen Meze für reiche Nichtstuer und durch jüdische Verführungskunst Entrafte gemacht? Sind doch alle „erfolgreichen“ Operettenkomponisten Juden, die sich die Taschen mit arischem Gelde vollstopfen, während anständige, talentierte deutsche Tonsetzer durchwegs darben müssen.

Diese Tatsache erbringt den Beweis, daß die volksfremde Musik zu tief in unser deutsches Volk eingedrungen ist und dasselbe mit volksfremdem Geist durchseht hat. Den Vätern, die der Heimat und dem Volke dienen, obliegt es, auf diesen bedenklichen Entwicklungsgang hinzuweisen und warnend die Stimme zu erheben, ehe die Widerstandskraft des Heimatvolkes gänzlich gebrochen ist.

Lehrreich ist beispielsweise die Betrachtung eines Notenverzeichnis des jüdischen Bohème-Verlages in Wien. Eine kleine Blütenlese von Namen dieser jüdischen Tondichter; Ernst Arnold, Dr. Ralph Ben-naghn, Sara Benes (Tutankhamen-Schöpfung), Alfons Josef Biron, Eduard Brink, Vol. Dauber, Willy Engel-Berger, Frank Silber, Arthur Rebner, Oskar Seiger, Ralph Erwin, die Brüder Leo und Richard Fall (bekannte Operettenzeuger), Karl Hajos, Elka Krums, Ferdinand und Hermann Bertoldi, Freddy Raimond, Oskar Steiner, Robert Stolz (ungemein fruchtbarer Operettenmacher, auf die Weana Gemütslichkeit gestimmt), Heinrich Strecker, Stephan Weiß, A. M. Weran, Karl Ujvari.

Es wird beim Lesen auffallen sein, daß manche recht deutsch klingende Namen darunter sind. Die Leute, welche jüdische Musik für Deutsche schreiben, verdeutschern oft ihre Namen, was sie dem Musiklaien schwerer erkenntlich macht.

Die Borenwähten sind neuzeitliche Vertreter der edlen Wiener Tanzmusik, die sich heute Schimmy, Fortrot, One-step, Tango und Walze hoston nennt. Und nun zum Inhalt ihrer Werke, angedeutet durch eine sinnvolle Reihung der Uberschriften.

Heute hab ich noch was vor. A kloane Draherei. Noch eine Flasche her. Komm, du Erzkohtchen. Mädchen, ein kleines Tetz a telen! Zieh aus Dein Sackett, mein Köschel! Kom in meine Arme, schöne Frau! Liebe, du süß: Sünde. Mir scheint, mir scheint, Du hast was mit dem Fidor? Nur eine Nacht sollst Du mir gehören! Das macht doch der Klebe kein Kind. Uff, uff.

In Kaffeehäusern und Bars der Städte kann man diesen Judentisch, von deutschen Musikern gespielt, zu hören bekommen und mit den Grammophonplatten wandert er auf das entlegenste Dorf hinaus, jüdische Sommergäste singen oder tanzen ihn mit Vorkiebe, aber selbst ehemalige Militärmusiker trugen und tragen heute noch dieses süße musikalische Gift ins bäuerliche Volk hinein.

Hatte ich doch vor kurzem bei der Probe einer Bauermusik in der Nähe Salzburgs Gelegenheit zu sehen, wie der Bassist, ein ehemaliger Militärmusiker, seinem Kapellmeister den Tackeltanz, von dem Juden Meyerbeer sah, jenes Mannes, der den musikalischen Nachlaß eines Karl M. Webers (eine große Kiste voll) auf der Reiss nach Paris verlor (??), der mit seinen Opern seinerzeit der größte Widerpart Richard Wagners war und worüber ein Berliner Zeitungsjuden schrieb, „die Musik des Lohengeln sei der unerquidliche Niederschlag nebelgrauer Theorien, ein frostiges Sinn und Gemüt gleichmäßiges erkältendes Tongewinsel“. Die Musik der Afrikanerin von Meyerbeer verhalte sich dazu wie „das gelegnete Indien zu einer nordischen Heide“.

Ich machte den Kapellmeister auf die jüdische Herkunft des Tonstückes aufmerksam, aber es wurde trotzdem eingelernt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Die Militärkapellen haben in dankenswerter Weise an der musikalischen Ausbildung des Landesvolkes viel Anteil genommen. Wie wird es aber in späteren Jahren aussehen, wenn die Schüler der alten Lehrmeister Komzak, Ziehrer, Vitschmann, Mühlberger, Schmuher, Schögel, Sykora und wie sie alle heißen, tot sind? Wie viele der von diesen Militärkapellmeistern gelehrten Märsche feierten nach Weltkrieg und Umsturz am Lande wieder eine fröhliche Auferstehung?

Dabei dürfen wir auch auf den alten Schulmeister nicht vergessen. Er war der Mittelpunkt der dörflichen Musikpflege und die Zeit, in der er lebte, verlangte geradezu diese Befähigung. Als Kenner der Musiktheorie spielte er oft fast alle Instrumente. Leider verlor das Musikleben auf dem flachen Lande Befruchtung und Führung, als in den Lehrerbil-

dungsanstalten die Unterweisung der Lehrer in musikalischen Dingen Nebensache wurde. Die Sache hat sich in Tirol zum Besseren gewendet. Wie mir Verbandsmusikdirektor Kleißner in Schwaz gelegentlich einer längeren Aussprache mitteilte, hat er im Auftrage der Volksbildungsstelle einen Lehrgang für Lehrerkapellmeister abgehalten.

Wir sehen aber, daß zu den aufgezeichneten Enttarnungsercheinungen noch andere Schwierigkeiten treten, die in ihren Auswirkungen unbedingt zu einer musikalischen Verarmung des Volkes führen müssen. Gerade der Schulmusikunter-

(Fortsetzung folgt.)

nicht müßte zur Grundlage einer guten Musikpflege werden und Kretschmar, der große musikalische Erzieher der Deutschen sagt: „In der Schule entscheidet sich das Schicksal der deutschen Musik.“

Lieber Kapellmeister! Hast Du schon einmal Deinen Notenbestand nach ausländischen und jüdischen Tonstücken durchmustert? Ich habe mir bei vielen salzburgischen Musikkapellen das vorhandene Tongut angesehen. Es war so recht ein Spiegelbild unserer zerrissenen und verflachten Zeit: Gutes und Schlechtes, Inländisches und Ausländisches, Deutsches und Jüdisches, wenige gute Volksmusik.

Wider die Viehseuche im Jahre 1796.

Erstlich einen 1 Löffel voll Schieppulver, 1 Löffel voll gestoßene Kranenwittbör, 4 Löffel voll Laugen von Schwarz-Ählen (Erlen) oder Buchenhalk, 3 pudrll saure Milch oder Riedl oder gestochte Milch, 1 Löffel voll gebreutes Kochsalz, 1 Löffel voll Obsessig und etwas Knosflach darzue. Dieses alles zusammengerührt und den kranken Vieh des Tages einmahl eine halbe Baquirische Maß, wen aber die Krankheit schon sehr zuegenommen, des Tags 2 mahl eingeschüttet oder gegossen. Wirkung: Das Vieh, welches auf der Strauß liegt, fangt bald an unruhig zu werden, sich zu Riten (schütteln?) und den Kopf und die Augen gewaltig zu verdrücken, wenn

aber diese Bewegung eine lange Zeit angehalten, bekommt es einen heftigen Durchfall, den man sogleich aus den Stall raumen muß, hierauf fangt bald wiederum an Lust zum freßen zu bekommen, wobei man aber Anfangs mit dem Futter mäßig zu Werke gehen muß.

N.B. Sollten sich obige Wirkungen auf den ersten Einguß nicht eiffern, oder das Vieh zum 2ten mahl von Futter aufstehen, so wird obiger Trank wiederholt, und hat es also geholfen."

(Mitgeteilt aus einer Handschrift von E. Kofler a. d. Gosten.)

Dillgrater=Stüchl.

Was will er? Was sagt er?

Im Kartiticher Markt um Rohari ging der Handel recht lebhaft. Ein Tilliacher hält einen „Schock“ Schafe feil. Eben tritt ein Dillgrater, welcher kurz zuvor mit ihm einen Handel gemacht hat, an ihn heran: „Du, wöllans feint denn nachon meina Schafan?“ Der Tilliacher: „Sall alld wack, d' andorn dort anando sauts“. Der erste: „Du, wöllans feint denn nachon meina Schafan?“ „Hörscht ät; sall alld wack, d' andorn dort anando sauts.“ Mehrere male ging Frag und Antwort. Sie giuge wohl vielleicht heute noch, wenn der Dillgrater nicht einen Dolmetzsch beigezogen hätte, welcher denn auch richtig übersezte: Auf die Frage, welches hier deine Schafe seien, antwortet der Tilliacher: Das Elbe weg, die andern dort bei einander sind es.

(Anmerkung: Wenn die Antwort des Tilliachers mit scharfem r und a ziemlich schnell gesprochen wird, dürfte es der Zehnte kaum verstehen. Elbe — braunes Schaf.) J. D.

's Mühlele mit Verhängnis.

Große Wasser waren durch das Tal geflossen. Nicht nur, daß die Felder vermurkt wurden, auch Baulichkeiten trugen die schmutzig-gelben Fluten davon. Am schlechtesten kamen hierbei die Bauernmühlen weg. Aber unverdruffen gingen die Talbewohner daran, die durch das müßte Element

entstandenen Schäden zu beheben und auch die Mühlen wieder flott zu machen. Der eine und andere Mühlstein wurde unweit seiner normaligen Dienststelle gefunden und aus dem „Letten“ gezogen. Weildämme und Räder wurden mit eifrigem Suchen, allerdings nur zum Teil mehr, zugebracht. So hat einer lange Zeit, bis hinaus zum Lueg, das Bachbett abgesehen, aber sein bereits neues Wasserradl konnte nirgends gefunden werden. Endlich ein rettender Gedanke: das Wasserrad war ja ein untergehendes 1), also ist es talaufwärts gekugelt und ist es leicht begreiflich, daß es talaufwärts den Weg nicht gefunden wurde.

Weil ihn aber das Suchen so gefaszt hat, besaßte er sich ernstlich mit dem Plane, die Mühle vom Bache weg, auf ein „Egg“ hinaufzubauen. Unternehmungslustig, wie die Dillgrater schon einmal sind, der Plan bekam Wirklichkeit und ein recht nettes Mühlele leuchtete schon in den nächsten Wochen vom Felsenhügel herunter auf seinen Widersacher, den Dillgraterbach. Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten waren auch der Läger und Käufer 2) von 3 Duzend Leuten zu ihrer neuen Behausung hochgezogen. Wie so nun alles fertig war und das

1) Untergehende Räder treibt das Wasser, indem es unten durchfließt, also geht das Rad eigentlich rückwärts.

2) Läger = der untere, lagernde; Käufer = der obere rotierende Stein.

Mühlele in Gang gebracht werden sollte, vermehrte man mit einiger Verlegenheit die treibende Kraft, das Wasser. Aber auch über diese Schwierigkeit vermehrte man nach längerer Beratung hinzuzukommen. Mehr als ein bestimmtes Quantum ist zum Antrieb nicht erforderlich. Mit Stübchen 3) wurde ein ziemliches Quantum Wasser den Berg hinaufgeschleppt. Knapp unter dem Wasserrad wurde ein Becken gegraben, wo das Wasser immer vom neuen wieder gefaßt werden konnte, so daß es bei vollem Betriebe nur mehr 20 Schritt hoch zur Mühle getragen zu werden brauchte. Trotzdem konnten aber selbst ihre zehn nicht „dogifolgen“, weil eben das Wasser noch schneller herunter lief. Das Werkli funktionierte bei dem unregelmäßigen Gange ganz und gar nicht.

Da ist jetzt guter Rat teuer. Beim Bach ist die Mühle nicht sicher und auf dem Egg ist nicht genug Wasser, um sie zu treiben. Neuer Rat: „Damit niemand von uns Menschen eine Schuld trifft, wenn

es mit dem Mühlele im fernern noch ein „Strett“ gibt, überlassen wir den Mühlenbauplag dem Schicksal. Die Steine selber sollen wählen, wo sie sein wollen. Wir kegeln sie an und wo sie Halt machen, dort, netta dort bauen wir 's Mühlele.“ Noch am selben Abend sollte die allseitige Kenglerde befreit werden. Die Steine werden abmontiert und vor die Mühle geschafft. Im letzten Momente dachte man auf noch etwas auf: „Wenn wir aber den Stein nicht mehr finden? Da unten sind alles Tschuppen“. „Da muß einer mit Büchl, geh her, steck da ins Achenloch deinen Kopf hinein und sobald der Stein liegt, schrei oder pfeif. Der Stein kolkert nieder. Man hört rascheln, poltern, Krachen, aber schreien oder pfeifen, nein, das hörte man nicht.“

Ob die Mühle dort gebaut wurde, wo der Stein liegen blieb? Vielleicht ein Martel. Es kann der Stein aber auch unaufgefunden geblieben sein, weil man heute weder vom Mühlele, noch vom Martel in Billgraten etwas wissen will. J. O.

Dom Brecheln in Prägraten.

Von E. B.

Wenn im Spätherbst ja ziemlich alle Arbeiten erledigt sind, beghint das Brecheln. Man hört wohl manchmal den Wunsch äußern, daß dieser Tag vorüber sein möchte, besonders manche Bäurin sorgt sich darauf. Aber es gibt doch wieder viele, die sich auf diesen Tag freuen, vorab die lebenslustigen Brechlerinnen, denen man den Schalk beim ersten Blick schon vom Gesichte liest. Denn das Brecheln bringt für sie allerhand Kurzweil. Tatsächlich aber ist dies eine, „die öffentliche Sicherheit“ am meisten gefährdende Zeit.

Schon am Vorabend sieht man sich bei den Nachbarn um Brechlerinnen um. Nächsten Tag heißt es zeitlich aus den Federn und zum gemeinsamen Frühstück. Hal da gibt es einen Tümpfl Schmalz auf dem Mus, daß es grad eine Freude ist! Kein Wunder, daß die „Zandlan“ so gut geraten. Denn alle von A bis Z, die so um den viereckigen Tisch sitzen, sind kugelrund. Inzwischen muß aber der Ofen, bei dem gebrechelt wird, geheizt werden. Meistens ist dies nur eine 1½ Meter tiefe, rechteckige, innen ausgemauerte Grube. In dieser wird Feuer angemacht und der „Hoo“ (Flachs) auf Stangen über dem Feuer gedörrt. Das besorgt der „Dealing“. Da kommt es manchmal vor, daß er, ganz hingerissen von der Feschheit einer Brechlerin, die ganze Welt und auch seinen Hoo vergißt, bis dieser anfängt zu prasseln und ihm der Rauch in Nase und Augen steigt. Du liebe Zeit, da geht es aber auch lustig her! So geschäftig die Brecheln klappern, geht auch das Mundstück jeder Einzelnen. Wiff

3) Stüblich ist ein Tragsack, für Gewöhnlich zum Tragen von Korn und Mehl bestimmt.

und schlagfertig ist Rede und Antwort. Dann wieder ein heller Lacher, ein jauchzender Jubel-Schrei, daß es weithin hallt. — Da geht der Unbeteiligte nun so recht besinnlich — wer hätte auch nichts zu denken — seinen Weg. Auf einmal legt sich etwas mürgend um seinen Hals, daß ihm ganz gruselig wird. Zust so, als ob er die Pranke eines Raubtieres am Genick verspürt. So ganz hinterlistig und schleichend kommt es heran. Derweil ist's eine Brechlerin! „Was zohlsche?“ Und o wie gern greift der Ueberfallene in die Tasche, um sich loszukaufen.

Die „Besseren“ von uns Sterblichen kommen bedeuend gelinder ab. Ihnen wird das „Kragtagölle“ (ein Büchl Berg) einfach vor die Füße gelegt. Sind sie von etwas legitimmlicher Art, wird ihnen drastisch Anführung erleiht, die keinen Zweifel mehr zuläßt. Am Abend wird dann das Erkragelte: Wein, Schnaps, Zucker u. s. w. bei Krapsen und Mognblatttan und Sang und Tanz gemeinsam verzehrt.

Manche sind für diesen Brauch nicht eingenommen, weshalb sie auch erfolglos gekragelt werden. Sie behaupten, daß es vernünftiger sei, die paar Groschen in einen Opferstock zu werfen oder einem Armen zu schenken oder — selbst zu vertrinken. Ich aber glaube, daß auch in dieser Weise zu geben ein Werk der „Nächstenliebe“ ist. In welche Kategorie es eingereicht wird, ob in die leiblichen Werke der Barmherzigkeit unter Punkt 2: „Die durstigen tränken“, oder gar in die fremden Sünden, darüber lasse ich Verusenere und Eingeweihte entscheiden. Jedenfalls bewahrt sich der Sag wenigstens an dem Brechelabend, der heißt: „Selig sind, die Hunger und Durst haben!“

Familie Rainer (Lederer) auf dem Getzenhof zu Lengberg.*)

Wie bereits im Aufsatz über Lengberg mitgeteilt wurde, hat sich Pflegerverwalter Josef Franz Göttinger am Fuße des Schlossberges, ungefähr in der Mitte zwischen der alten und neuen Straße ein eigenes Haus erbaut, das wenn schon nicht einem Schloß, so doch einem Edelsitz gleicht: beinahe auf quadratischer Grundfläche von Mauerwerk aufgeführt, Parterre und ein Stockwerk, hübschgemalte Fensterumrahmungen, schwach geneigtes Zeltdach, alle diese Merkmale geben dem Hause ein vom sonst hier gebräuchlichen Haustyp abweichendes, vornehm wirkendes Aussehen.

Am gleichen Platz stand vor Zeiten „eine alte Behausung, das Trattenhaus, so hievon die Hälfte am Gemäuer gänzlich, das übrige aber zum Theil eingestürzt, die Dachung mit Dachstuhl aber samt Saal und Futterhaus und Hausböden, was nicht ganz und gar abgängig, totaliter verkauft sind, woben sich auch befindet ein Wurz- und Kräutergarten. Das übrige um das Haus herum ist ein pauer, mit Stauden und Vogelbeerhäumen verwachsener Steinhaufen“ Dieses ganze „Königreich“ wurde 1770, 3. April, samt einem Einsatz in den Lengberger Auen von 150 Schrotl im Viertel zu Erbrecht an Göttinger verlichen gegen 6 fl. jährlichen Zinses unter der Bedingung, daß er das Haus bewohnbar mache und dies tat der eifrige Mann, er erbaute den Getzenhof, „besteht nunmehr in einem großen und einem kleinen Zimmer und einer Mittelkammer, alle drei Wohnungen mit Stukatur-Bäden versehen, dann in einer Nebenkammer und Futterhaus, zu ebener Erde eine große Volksstube samt einer kleinen Stuben, ausgewölbter Randskucht zum Kochen, Waschen und Backen, und eigener untermonierter Stallung, wie auch einer neuerbauten Wagenhütte. Um das Haus oder Hof herum ist das Staudwerk ausgeräumt, die Steine von den herumgelegenen Steingröfeln, was nicht zum Mauern tauglich war, angeglichen, mit zugeführter Erde überschüttet und ein Kuchl- und Kräutergarten zu-

gerichtet worden und das Baum- oder Wurzgartl wurde etwas vergrößert“; so wurde das alte, verlotterte Trattenhäusl zum behübsigen, schmacken Getzenhof, der schon, bevor noch allerhand andere Gründe dazugekauft worden waren, als Halbhubel galt. (Nach einem von „Jan Erasme de Hoffstetter, Notaire imperial“ am 13. Mai 1813 legalisierten Auszug aus dem Lengberger Grundbuch 1766 ff.)

Nach Göttingers am 23. Juni 1805 erfolgten Tode kam der Getzenhof durch Kauf an einen Nichtgenannten und 1816 an Josef Wohlgemuth, Bürger in W.-Matrei. Ihm scheint das Wirtschaften nicht gelungen zu sein, denn „bey der Versteigerung der H. S. Wohlgemuthschen Konkursrealitäten“ am 9. Oktober 1823 wurde Thomas Rainer, bürgerlicher Lederermeister aus Wien, als Meistbietender erkannt und ihm das ganze Anwesen zugesprochen um den Preis von 5000 fl. (die der Konkursant Wohlgemuth ihm schuldet!). 1825 vergrößerte Rainer sein Besitztum durch Ankauf des Kohl- und des Hörpfgartens, im folgenden Jahre kaufte er auch noch einen Teil des Trattenackers, alles von der k. k. Staats-Güter-Veräußerungs-Commission in Innsbruck und 1828 erstand er von Leonhard Dirnbammer, Straßeneinräumer in Lengberg, zwei Drittel an einer Mahlmühle mit zwei Sägen. *)

Thomas Rainer hatte einen Bruder Johann, der das gleiche Handwerk, die Rotgärberei, erlernte; den 1. Mai 1800 wurde er von den „Bruder-Schlüssel- und anderen Meistern des ehrsamten Handwerkes der Lederer in der Stadt Wien“ nach vollstreckter Lehrzeit (von 3 Jahren), in welcher er sich als ein eheliebender Bunge, fleißig, getreu und geziemend aufgeführt; freigesagt. (Das vorgedruckte Formular fertigt mit der Petschaft der Kunst und eigener Unterschrift der damalige Bezirksmeister Johann Höllensteiner, 22. Mai 1805; bis dorthin mag Johann als Geselle in Wien geblieben sein.) In seine erste Gesellenzeit fällt auch schon die Kriegsdienstleistung bei der „Tyroler Landeschützenkompagnie von der Stadt Wien“; denn am 1. Mai 1801 bescheinigt ihm der Oberleutnant Anton Ignaz Lausch in Abwesenheit des H. Hauptmannes Josef Hübler, daß er vom 1. Dezember vorigen bis 19. Jänner dieses Jahres als Unterjäger „wirkliche Vorpostendienste

*) Da im Getzenhose nicht nur die eigentlichen „Hausbriefe“, welche Kauf und Verkauf, Besch, Uebertragung desselben, Schuldbrief, (Grundentlastungserkenntnisse, Hypothekenerneuerungsanmeldungen etc.) betreffen, sondern auch Familienchriften (Briefe, 2 Hefte mit tagebuchartigen Aufzeichnungen und amtliche Dokumente der Familienglieder) noch vorhanden sind, bietet sich Gelegenheit, Einblicke in das Leben und Schaffen eines Mannes zu gewinnen, der wohl als Typus eines biederen, willensstarken und strebsamen Osttiroler aus gelten darf. Bei dieser Gelegenheit soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß man die „Hausbriefe“ so wenig es ihrer noch sind, doch nicht ganz verschwinden lasse! Viel volkshundliches, familiengeschichtliches und allerlei noch mehr ideales Gut geht mit ihnen unter! Sie nehmen zusammengebunden doch wenig Platz im Kasten ein und stören die Ordnung im Hause nicht! Schlechte Söhne, welche die Arbeit der Väter mit dem Verbrennen solcher ehrwürdigen Andenken lohnen!

*) Ebenso hatte er schon 1824 aus der Konkursmasse seines Vorgängers eine Alpengerechtheit in der großen Dötsenalpe Götztz im Ausmaße von 42 Aindergräfern gekauft. Die bezüglichen Schriften unterrichten über die Besitzer dieses einen Rechtes seit 1640 und enthalten auch eine Alporndnung von 1787, sowie den detaillierten Entwurf einer neuen Ordnung aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Tal der Götztz öffnet sich halbwegs zwischen Hettgenblut und Litterfall und zieht sich gegen Südwesten, es gehört in die Schobergruppe. Die „Dötsenhitte“ hat 1886 Franz Rainer zur Hälfte erbaut, die andere Hälfte ist Eigentum der Interessenten.

geleitet, bei allen Vorkäuflichkeiten sich muthig bezeugt und überhaupt die ganze Dienstzeit ruhig und ordentlich betragen habe, so daß er sich die volle Zufriedenheit seiner Offiziere erworben."

Johann zog nach Oberdrauburg, 1807 muß er schon dort als Lederermeister sich festgesetzt haben, da seine Braut, Anna Erlacher in Wien, ihm mehrmals dorthin schreibt, Briefe voll ebenso inniger, als starker Liebe, deren einige noch vorhanden sind.

Die Trauung der beiden fand am 7. Juni 1807 in Oberdrauburg statt. Der Ehe entsprossen 7 Kinder: Johann, geb. 1808; Rotgärber, erbt von seinem Onkel Thomas Haus und Geschäft in Wien; Josef, 1800, erst Lederer, trat dann in den Franziskanerorden ein und starb als Kalenbruder Fr. Chrysanth in Bozen am 31. Oktober 1858; Anna, 1811; Barbara, geboren ?, gestorben im ersten Lebenshalbjahre; Franz, geboren 25. April 1816, Lederer, erbt von Onkel Thomas den Gehrenhof; Barbara, 1819 und Alois, 1822, er studierte in Brigen, trat in den Franziskanerorden und starb als P. Chrysolog.

(Diese Daten wurden von Franz Rainer aufgezichnet; aus den Matriken der Pfarre Oberdrauburg lassen sich dieselben nicht ergänzen; denn der große Marktbrand in der Nacht vom 24. auf 25. September 1870 legte auch den Widum in Asche und vernichtete die Pfarrmatriken. Nach gütlicher Mitteilung des H. Pfarrers Dollinger).

Lederermeister Johann Rainer wollte i. J. 1826 nach Lengberg auf den Besitz seines Bruders Thomas ziehen und sich dort mit seiner Familie „inwohnungsweise“ niederlassen. Obwohl die Gemeinde Lengberg „gegen diese Niederlassung protestierte, aus Furcht, es dürfte diese Familie ihr einmal zur Last fallen“, wird dem Johann die Niederlassung in Lengberg vom k. k. Landrichter Purscher unterm 17. August 1826 dennoch bewilligt unter Berufung auf die Normalvorschrift vom 8. Juni 1782, welche ganz deutlich sagt, „daß Leute, welche ihr Brot auf ehrbare Weise verdienen und weder verdächtig noch sonst von einer bekannten schlechten Aufführung sind, von einem Orte aus Furcht, als könnten sie der Gemeinde zur Last fallen, nicht abgeschafft werden dürfen; die Aufführung dieses Mannes ist nach eingeholten Berweisen so beschaffen, daß er als Christ und Staatsbürger die Achtung der Vorgesetzten und seiner Nebenbürger in hohem Grade besitze“. Johann Rainer zog noch in diesem Jahre in Lengberg mit seiner Familie ein und die Gemeinde durfte sich selbst gratulieren und halte es seitdem nie zu bereuen, eine wahre Muster-Familie in den Gemeindevorband aufgenommen zu haben! Denn Johann ist der Stammvater des heutigen Gehrenhofbesizers. Da Thomas, scheinbar kinderlos, seinen Wiener Besitz laut Schenkungsvertrag vom 29. April 1843 dem Neffen Johann, den Gehrenhof aber mit Schenkungsurkunde vom 23. Juli 1844 dem Neffen Franz übertrug (beide waren Söhne des Johann).

Franz hat ein „Verzeichnis über die merkwürdigsten Auftritte des Lebens“ und eine „Vormerkung für

den k. k. Oberstjäger Franz Rainer 1843“ hinterlassen, aus denen sich sein Lebenslauf, ein Bild seiner Arbeiten, Verdienste und seines Charakters unschwer ergibt. Nachdem Franz seine dreißigjährige Lehrzeit vollendet hatte, ist er am 13. Jull 1834 nach Handwerksbrauch „weigesprochen“ worden; schon am 1. September wanderte er in die Fremde, wie es damals nicht nur Brauch, sondern Pflicht war. Seine beiden Brüder und Zunftgenossen waren schon früher in die Fremde gegangen, Johann 1827, Josef 1829; ersteren treffen wir in Klagenfurt 1827, Budapest 1834, Wien 1835 und Prag 1838. Von Josef ist nur ein Brief aus Graz 1830 vorhanden. Franz scheint nicht die Absicht gehabt zu haben, sofort irgendwo Arbeit zu nehmen, sondern er wollte sich erst ein Stück Welt ansehen, namentlich sein engeres Heimatland; so ergriff er den Wanderstab, hing sein Känzlel um, nahm Abschied von den Seinen und wanderte durchs Pustertal nach Brigen, Bozen, Meran, über den Taufern nach Sterzing, über den Brenner nach Innsbruck, durchs Unterland nach Kuffstein, Kössen, Lofen, Salzburg, Mondsee, Wels, Traun, Ebelsberg (1.-20. Nov.) Der Winter mag ihn wohl veranlaßt haben, hier bei H. Auleitner Arbeit zu nehmen, jedoch blieb er nur 6 Wochen hier; dann mußte er schon wieder auf die Wanderschaft, diesmal war die Kaiserstadt selbst das Reiseziel, dem er teils zu Fuß, teils — wenn er ein Geschenk erhalten hatte, was er immer mit gewissenhafter Dankbarkeit verzeichnet, — zu Wasser zustrebte; drei Tage ließ er sich in Wien noch Burschenbrauch und Handwerksakung auf der Zunftherberge verpflegen, am vierten stand er bei Gärtnermeister Kirchlechner auf der Landstraße ein.

Der junge Handwerksgefelle wanderte stets mit offenen Augen durch die Welt; ein „Verzeichnis der gesehenen Denkmürdigkeiten“ enthält alles dies, was ihm der Erinnerung wert schien: Kirchen und Paläste nennt er, Kuffstein und die Festung mit den Gefangenen (damals waren hauptsächlich polnische politische Verbrecher vor selbst interniert), die „Salzwassermaschinen in Reichenhall, „die militärische Feldeinspektion in Salzburg“, Dom, Glockenspiel und die „Hellbrunner Wasserkünste; die großen Bauernhöfe in Oberösterreich imponierten ihm und besonders der Musikeller beim Niedereder in Ebelsberg, ebenso die Eisenbahn, die er in Linz sah und die Maschine zum Pfahlschlagen an der Donau. — In Wien blieb Franz Rainer nur drei Wochen, dann walzte er donauabwärts über Fischamend, Preßburg, Komorn nach Budapest, wo er am hl. Abend beim Rotgärbermeister Jordan eintraf, bei dem sein Bruder Johann schon lange in Arbeit stand. Johann wanderte nach Weihnachten nach Wien und Franz trat an seine Stelle in Pest und blieb hier bis Juli 1836. Die Stadt Pest hatte ihn wohlgefallen, namentlich rühmt er „die schönen Gärten und herrlichen Gebäude“, die Dampfschiffe, die großen Kanonen und die Festung Ofen; er war Zeuge des Eisstoßes im Jänner, der Totenfeier für Kaiser Franz I. — Rainer scheint ein guter Arbeiter gewesen zu sein, denn

während er zu Weihnachten nur 5 fl. Wochenlohn eingestanden war, wurde sein Lohn schon nach vier Monaten auf sechs und zu Allerheiligen auf sieben Gulden erhöht. Er hat für sein ehrlich verdientes Geld sich aber auch etwas zukommen lassen, ohne es zu verschwenden; gewissenhaft schreibt er jeden Gulden auf, den er verdient und ausgegeben hat; und es zeugt wohl von vernünftiger Auffassung des Zweckes der Wanderschaft, daß er nicht knauserte und sich in seine Kammer verschloß, sondern die Zeit in der Fremde benützte, um Land und Leute kennen zu lernen und den Blick zu erweitern. Obwohl er drei Jahre und 3 Monate in der Fremde weilte und bei seinem Wochenlohn also nicht wenig verdiente, brachte er doch nicht mehr an Bargeld heim als 100 fl., dafür hatte er aber ein schönes Stück Welt gesehen (nach den damaligen Begriffen), hatte sich eine Bildung angeeignet, die ihn, wie sein weiterer Lebenslauf lehrt, weit über seine Gemeindegengenossen erhob und zur Uebernahme der verschiedensten Aemter befähigte, u. hatte einsehen gelernt, daß polit. Kurzsichtigkeit, Kirchturmpolitik — ein Unglück und ein Unsinns sei. Daß seine Lebensweise in Pest und später in Wien nicht knauserisch war, geht schon daraus hervor, daß er für „Recreation“ (Pleureation) alle Halbjahre hübsch Summen verrecknet, so z. B. für die Zeit vom 1. Juli bis 26. November 1837 133 fl. 15 kr.! Er lebte aber auch nicht verschwenderisch, sonst hätte er solche Ausgaben nicht gebucht. Im Juli 1836 wanderte Rainer von Pest nach Wien, nahm dort Arbeit und verließ diesen Posten erst wieder im November des folgenden Jahres, da er zur Offentierung in die Heimat mußte. Der Wiener Aufenthalt war reich an Eindrücken. Daß ein Geselle, der in Wien arbeitete, den Prater, den Augarten, Schönbrunn, „die Brigittenau am Kirchhof“, besuchte und schön fand, läßt sich begreifen, ob es aber viele Gefellen gab, die den Besuch des Naturhistorischen Museums, der Bildergalerie, der kais. Gruft, des Zeughauses u. a. schriftlich aufgezeichnet haben?? Rainer tat dies und wie er in Wien alles Sehenswerte zu sehen strebte, so später auch in Graz, Klagenfurt, Innsbruck, am Bodensee, in Trient und Oberitalien.

Die Heimreise von Wien führte Rainer über Wr. Neustadt, Graz, Klagenfurt, nach Lengberg, wo er nach 12 Reisetagen (wovon vier Reistage in Graz und Klagenfurt waren) ankam; es war der 14. Dezember. Schon am 19. desselben Monats machte er sich auf den Weg nach Innsbruck nicht, ohne seinen in Briren studierenden Bruder Alois besucht zu haben. Die nächste Eintragung in seinem Tagebuch lautet: „Am 27. Dezember wurde ich zum löblichen Kaiserjägerregiment affiniert und habe ich den Eid der Treue geleistet“. Das Eindrücken ging damals scheinbar sehr rasch, denn schon anfangs Jänner marschierte er mit dem Rekruten-transport durchs Oberinntal und über den Arlberg nach Dornbirn, wo damals die 2. Kompagnie, (1. Baon) in Garnison war. Bei Rainers Bildungsdrang ist es gar nicht zu verwundern, daß er schon

am 17. Juni 1838 den Eltern mitteilen konnte, daß er mit Gottes Hilfe in allen nötigen Kenntnissen schon ziemlich Fortschritte gemacht habe und sich daher der vorzüglichsten Günst aller seiner Vorgesetzten erfreue.

Tatsächlich wurde er am 1. November 1838 zum Patronenführer, im Mai des folgenden Jahres zum Unterjäger und am 10. September 1842 zum Oberjäger befördert. Im August des Jahres 1838 nahm er von Dornbirn aus an den Guldigungsfeierlichkeiten vor seiner Majestät in Innsbruck teil. Im Oktober und November 1840 war er zur Grenzwachassistenten nach Ehrwald kommandiert; im August 1841 mußte er einen Transport über den Brenner und durchs Pustertal nach Graz führen; da in Trient zwei Kasstage eingekassiert wurden, konnte er die Seinen in Lengberg besuchen; auf dem Rückmarsch durfte er nur „auf einen Sprung“ in sein Heimathaus und damals hat er „von der lieben Mutter den letzten Abschied genommen und Segen erhalten (am 15. April 1843 trägt er ein: „Die beste Mutter gestorben. Gott vergelte ihr alles im Himmel!“). Drei Tage nach seiner Ankunft in Innsbruck (5. Nov. 1841) ging es schon wieder über den Brenner nach Trient. Dort blieb er bis Juli 1842 in Garnison. Er kam dann nach Bozen zum Stab des 1. Baons, mußte aber am 1. Okt. 1843 mit der „Baons Bagage“ (68 Pferde) über Trient, Verona, Legnago nach Este marschieren. Im März 1844 wurde er wohl aus Familienrücksichten, nach 75 Monaten wirklich geleisteten Militärdienstes — auf unbestimmte Zeit beurlaubt; während seiner ganzen Dienstzeit kam Rainer zweimal auf Urlaub nach Hause; ein einzigesmal war er im Spital, u. zw. schon im Jahre 1838, „wegen Brustleiden“.

Hätte man schon der walzende Rutgärbegeselle auf seinen Reisen die Augen aufgetan und die Welt auf sich wirken lassen, so tat es nicht minder der Militärist; er besuchte die Fabrik in Teils, die Indusfrieausstellung in Graz, er merkte sich die Predigt in der Grazer Domkirche, erwähnt die schöne Orgel in S. Maria maggiore in Trient; er stellt fest, daß in Ala „hübsche Kirchen und bello Mädchen“ sind; in der Lombardei waren die gewonnenen Eindrücke natürlich noch tiefer: Gegend und Sprache, die völlig wesenfremde Art der Bevölkerung, die italienische Kunst an Kirchen, Palästen und Städten überhaupt, die festen militärischen Plätze, die völlig fremden Wirtschaftswesen wirkten stark auf den sehens- und wissensdurstigen k. k. Oberjäger, der Schmutz der Städte und Orte fiel ihm auf und er bemerkt manchmal, wie z. B. bei Legnago, daß die Stadt reine Pläze habe; in Dolce (zwischen Verona und Ala, halbwegs) fiel ihm die Unfreundlichkeit der Bevölkerung auf — die lombardische Revolution von 1848 rechtfertigt seine Beobachtung, — aber bei Ala, wo er auf seiner letzten Urlaubsreise Tirol betritt, jubelt sein Herz auf! Auch nach Padua kam er, ans Grab des hl. Antonius; in Rovigo findet er schlechte Oesterien, während ihm das deutsche Bräuhaus in Verona sehr sympathisch war,

In Arequa, bei Padua, besuchte er das Grab des italienischen Dichters Petrarca. Daneben achtet er auf die verschiedenen, ihm neuen Erwerbsquellen der dortigen Bevölkerung: Del, Wein, Obstbau, Seidenzucht. Es fällt ihm auf, daß die Begräbnisse ganz ohne jene herzliche und feierliche Teilnahme stattfinden, die wir in Tirol noch heute gewohnt sind; auch die Weihnachtsmette hat ihn in Este sehr kalt gelassen, er fühlte sich in der gewohnten „Tirolerweihnachtsstimmung“ durch das Verhalten der Einkünfte gründlich gestört. Das Jahr 1841 brachte ihm den Urlaub. „Durch Gottes Weisheit bin ich in die Arme des lieben Vaters zurückgekommen“ am 29. März. „Sein endgültiger Militärabschied, vom Regimentskontumandanten Oberst Kößbach am 31. Oktober 1845 gefertigt, nennt eine „zurückgelegte Dienstzeit von 7 Jahren, 10 Monaten und 3 Tagen, (28. Dezember 1838 bis 31. Oktober 1845).“

Bei seiner Heimkehr fand Franz den Vater, der in Lengberg hauste, unipflichtig. Onkel Thomas, der Besitzer des Geyenhofes war, aber in Pienz wohnte, überaß dem Heimgkehrten am 23. Juli d. J. schenkungsweise den ganzen Besitz in Lengberg unter der Bedingung, daß Franz seinen Vater in gesunden und kranken Tagen klaglos verpflege und eine Schuld von 1000 fl. mit dem Hofe übernehme; außerdem behielt sich der Vetter Thomas für das laufende Jahr noch die „Wirtschaftsführung“ vor, wohl um den beurlaubten Soldaten verlässlicher in die ihm noch wenig bekannte landwirtschaftliche Tätigkeit einführen zu können. So wurde der ausgediente Oberjäger durch die Grobmut seines Onkels mit einem Schlag einer der wohlhabendsten Besitzer der ganzen Gegend.

Noch war Rainer nicht 3 Monate daheim (wo er am 1. April, also am Tage nach seiner Ankunft, die „Gartenkultur in Gottes Namen begonnen“ hatte), da wählten ihn schon die Lengberger Schützen zu ihrem Hauptmann; als solcher führte er erstmals seine Kompanie nach Pienz zur feierlichen Installation des neuernannten Land- und Kriminalrichters Emmeser (18. Juli 1844), „Die Kompanie hat sich ausgezeichnet gehalten und ich selbst bin beehrt worden, sowohl auf dem Paradeplatz, als bei der Tafel durch Herrn Suberthalrath Kreishauptmann von Staffler (in Brunack, den verdienten Tiroler Topographen); vier Schützenkompanien und die Pienzer Bürgergarde waren damals anwesend. Schütze war Rainer schynbar mit Leib und Seele; besonders vom Jahre 1846 ab, als er auch zum Oberschützenmeister für den k. k. Schießstand Nikolsdorf gewählt worden war, verzeichnet er jedes Freischießen, zu dem er selbst gegangen war oder einige seiner Schützen entsandt hatte, beschreibt die Ansrückung der Kompanie zum Einstand des neuen Pfarrers Schäfer und die dabei abgegebenen Salven (22. Dez. 1844). Das hinderte ihn jedoch nicht, der Wirtschaft seine ganze Kraft zu widmen; seine Aufzeichnungen enthalten genaue Angaben, was er gesät, wie viel Fuder Heu eingeführt, wieviel Bier-

ling Korn er gemahlen, welche Kuh gekalbt hat usw.; er rühmt die schönen Naturformen, die er auf dem Wege zur Gäßnzalpe geschaut hat, die dortigen schönen Weiden und „die fröhliche, einfältige, fromme Semmerin“; genau wird jeder Kreuzer verrechnet, den er für die Bedürfnisse des Hauswesens ausgegeben hat, aber auch für Tabak, für Beherung bei Wallfahrten etc.

Am 21. Febr. 1845 starb sein Vater Johann, dem er die folgenden trauerreichen Worte widmet „Ist unser guter, lieber Vater noch empfangen bl. Sterbesakramenten entgegen als Muster eines Christen unter heralicher Trauer seiner Kinder, nachdem er alle seelige Leben abgehoßt worden, wo wir ihn nicht der teuersten Mutter wieder zu finden hoffen u. wünschen in Christo Jesu, unserm Herrn.“

Der Todfall des Vaters mag wohl das langersehnte Familienfest, die Prünz des jüngsten Sohnes (Franz's Bruders) Mojs oder P. Chrysolog D. F. M. verüßtet haben, die am 27. Juli d. J. in Nikolsdorf mit aller Feierlichkeit begangen wurde. Das Jahr 1847 brachte wieder ein Familienfest: Franz vermählte sich „in Gottes Namen“ mit Maria Oblaiser von Oblas („fröhliche Hochzeit ohne Tanz, Gott geh uns seinen Segen!“) Fünf Tage später wurde er zum Gemeindevorsteher erwählt, nachdem ihn schon 1845 das Vertrauen seiner Gemeindegensossen zum „Wahldeputierten beim Drauregulierungsverein“ bestimmt hatte.

Im März 1848 „begannen die Kriegerrüchte“; Rainer wurde am 12. April zum Hauptmann der 1. Pienzer Schützenkompanie gewählt, am 7. Mai nahm er Abschied von den Seinen nicht ohne sein Testament verfaßt zu haben und „zog vom Hause zum Schutze der Grenze“ ab. Tags darauf nahm Dekan Joderer die Weihe der Kompanie. Jahre vor und die Kompanie marschierte dann zum Kreuzberg. Von seinen Kriegserlebnissen schreibt er nicht als daß er und seine Leute „am 24. und 25. Mai die Gefechte am Monte cruce (Kreuzberg) und Stall Taberto (?) unter Gottes und Mariens Schutz glücklich vollführt“ hätten.

Bezeichnend für die Stimmung, die Tirol in jenen Tagen beherrschte, ist vielleicht ein von P. Chrysolog „An H. H. Franz Rainer, Hauptm. der Pienzer Schützenkompanie auf dem Kreuzberge nächst Innichen im Pustertale“ in Bozen am 14. Mai aufgegebener Brief; darin heißt es (mit Weglassung des Unwesentlichsten): Ich habe Deinen (sehr verzeihlich) kurzen, aber wertvollen und heißerhnten Gruß aus Deinem Feldlager richtig erhalten und es drängt uns, Dich das vielfache Echo des unbesetzten unverzüglich durch Kreuzberg vernahmen zu lassen! Also: Gott zum Gruß auf dem Kreuzberg, Herr Hauptmann von Tiroler Schützen! Gottes Segen über Euch! Maria und der Heiligen Schutz mit Dir und Deinen Schützen! . . . So müßts ja am Ende recht gehen im Lande, wenn die Einen kämpfen, während die Andern um Himmels Schutz und Segen bitten, alle aber derselbe Geist durch-

bebt, der schon vor Alters die Christen zu einem Herz und einer Seele machte . . . Es ist übrigens für uns ein erhebender und herzpochender (!) Anblick, wenn wir so eine Schützenkompagnie nach der anderen hier einziehen sehen oder hören - und hält man dies Charakteristik der Charakter - und Bodenlosigkeit eines großen Teiles der Welt entgegen, so sieht es schon während zu Pent' und Ländchen hin' Traum, es wird der Herr, was auch noch kommen mag, schon Müß' mit Rath zu schaffen wissen! . . . Schönen Gruß an P. Beda und Bekannte!

Am 21. Zum Neffen wie Kainer schon wieder zu Hause; doch Ruhe war ihm noch nicht gegönnt: am 24. Oktober d. J. erhielt er vom k. k. Wahlkommissär in Sillian die Mitteilung: „Nachdem Franz Kainer bei der heute vorgenommenen Wahl von den Wahlmännern der Landgerichtsbezirk W. Matrei, Leng, Sillian, Welsberg und Ameggo durch absolute Stimmenmehrheit als Vertrauensmann für den neuerlich eingerufenen tirolischen Landtag gewählt worden ist, so wird derselbe hiemit angewiesen, am 28. d. M., um 9 Uhr vormittags in Innsbruck durch Vorlegung dieser Urkunde als Akkordneter zu legitimieren.“ Von seiner Tatkraft oder seinen Erlebnissen in Innsbruck, findet sich in seinen Aufzeichnungen kein Wort, wir erfahren nur, daß er am 21. November wiederum zu Hause war. Ein Brief des Bruders Fr. Chyjanth aber (Bozen, 26. Nov.) läßt uns Einblick gewinnen in die Stimmung unter dem Gant' jener aufregenden Zeit und in Franz Kainers eigene Gesinnung; Chyjanth schreibt u. a.: „Unwillkürlich drängt sich mir der Gedanke auf, ob nicht etwa der Sturm der Zeit Dich auf seinen Füllhühen fortgeschleppt hat, und als ich Deinen Brief von Innsbruck aus erhielt, so war ich schon vor Eröffnung desselben meiner Vermutung sicher. Nun Franz, dachte ich mir, Gott sey mit Dir und sein hl. Geist leite Dich; denn die unheimliche Sphäre, in welcher das Intruen des Volkes Dich hineingeholen hat, ist von der Art, daß man einen eher bedauern als dazu Glück wünschen sollte; doch wir, auch der Herr hat die Seinigen, die Seine und die gerechte Sache vertheidigen und deswegen wünsche ich Dir auch Glück, zu diesen zu gehören. Du hast wohl recht, lieber Franz, wenn Du sagst, daß es jetzt umso mehr Noth sey, christlich zu sympathisieren, um desto unbeflegbarer den Unglücken entgegen zu kommen, je schauerlicher und verheerender er von allen Seiten hereinbricht. Du behauptest richtig, wenn Du sagst: nur im Bunde des hl. katholischen Glaubens wird wahre deutsche Einigkeit bestehen; leider aber baut man diese beabsichtigte heuliche Bündung nicht auf diesen Grund und es ist zu fürchten, daß noch eine größere Zerissenheit statt Verbindung herauskommt. Da! Dein Vertrauen, daß der Herr alles nach seinem hl. Willen leiten wird, befehl auch mich; es wird gewiß alles zu unserem Besten werden . . . Du sagst: nur die Hoffnung und das Vertrauen auf

Gott läßt uns eine bessere Zukunft schauen, nach den läglichen Ereignissen zu schlechten, liegt eine verhängnisvolle Zukunft vor uns. Seyt Ib. Bruder, gilt wohl weckthätig; für Gott, Kaiser und Vaterland! Dies sey auch Dein Panier bey allen Deinen Mühen und Opfern, die Du zum Wohl des Vaterlandes bringen mußt, treu der hl. Religion, fest im hl. katholischen Glauben, in Recht und Gerechtigkeit Deine schwere Aufgabe lösend, kannst Du gestrost hinübersehen auf jene bessere Zukunft, die die hl. Religion uns zeigt . . .“ Die Worte, die aus Franz Kainers Innsbrucker Brief zitiert sind, zeugen von der ersten Auffassung, die sein politisches Wirken bestimmte.

Kainers Dienstleistung im Kriegsjahr wurde auch vom obersten Kriegsherrn anerkannt; im Tagebuch lesen wir: „1849 am 4. Oktober wurde mir die kleine goldene Civil- = Verdienst- = Medaille nebst der selben Erinnerungs- = Schützen- = Medaille vom Jahre 1848 verliehen. - Beide Schützenkompagnien rückten in Leng aus, marschirten zur Pfarrkirche, wo während des Hochamtes Salven gegeben wurden. Dann marschirten sie unter meinem Kommando vor der Liebburg auf, bildeten zwei Flanken und gaben drei Salven ab. P. Beda, der bey der ersten Kompagnie als Feldpater diente, hielt eine schöne Rede, die mit dreymaligem allgemeinem Hoch auf den Kaiser schloß, dann wurde das Verleihungspatent verlesen und unter einer Widmungsrede des H. k. k. Landrichters Ememeser mir und dem alten Köpfer die goldene u. dann die silberne Medaille angeheftet. Hernach war ein Schützenmahl auf der alten Boh, wo herzliche Toaste ausgebracht wurden.“

Als Kainer im Dezember 1851 in Bozen weilte, wurde das Fuhrwerk, mit dem seine Frau nach Nikolsdorf zur Kirche fuhr, vom Postwagen „zusammengefahren“, sodas die damals schwangere Frau um 2 Monate zu früh gebar, das Kind starb 7 Tage später, zwei Tage darauf kam der Vater aus Bozen „mit welchen Gefühlen . . .“ schreibt er in seinem Tagebuch (und er war sonst keiner von denen, die viel mit Gedankenstrichen und Aufzeichnungen arbeiteten) Die Mutter erholte sich nie mehr von diesem Unfall!

Die Aemter, die Kainer übertragen wurden, mehrten sich: 1849 wurde er zum Kirchpropst bestellt, ein Amt, das damals ungleich mehr zu bedeuten hatte als heute, aber auch viel mehr Arbeit verursachte, da die Verwaltung des Kirchenvermögens fast ganz in der Hand des Kirchpropstes war. 1850 erfolgte seine Wiederwahl als Gemeindevorsteher (dieses Amt bekleidete er bis 1861, in welchem Jahr er eine Wiederwahl ablehnte). 1854 wurde er zum Vorstand des Drauregulierungsvereines gewählt; 1855 als Deputierter der drei östlicher Gerichtsbezirke in Waldangelegenheiten nach Wien entsendet, wo er Dr. Greuter kennen lernte und am 8. März von Sr. Majestät in Audienz empfangen wurde.

Die Jahre 1862 und 1863 zwangen Kainer wieder zu militärischer Thätigkeit, er wirkte als „Auschuß

des Defensions-Komitees" mit zur Organisierung der Wiener Schützenkompagnien, am 21. Okt. ward er zum Defensionskommissär ernannt und als solcher bestätigt; er schreibt, daß er „große Arbeit zur Zustandebingung der Schützenkompagnien“ gehabt habe, da „H. Rök und Kohracher stark dagegen agitiert hätten. Bei der Offizierswahl am 26. Juli 1861 wurde H. Rök zum Hauptmann bei der ersten, Rainer bei der zweiten Kompagnie gewählt, jedoch „die Bestätigung erfolgte nicht“. 1866 wurde er wie sein Sohn nachträgt, zum Landsturm-Major gewählt, jedoch kam seine Truppe nicht auf den Kriegsschauplatz, da während des Hinmarches schon Waffenstillstand geschlossen wurde; Rainer erhielt aber in einem vom Erzh. Albrecht gezeichneten Schreiben (30. Nov. 1866) den Ausdruck der a. h. kaiserlichen Anerkennung für „die während der letzten Kriegsereignisse in hervorragender Weise thätigsten Loyalität und der zahlreichen Mäts opferwilligen Patriotismus“ etc.

Am 7. Juni 1862 starb ihm seine Frau Maria Oblasser; ihr Verlust fiel ihm sehr schwer; doch zwangen ihn die Umstände zu einer zweiten Ehe, die er im September 1863 mit Theres Fruttschnig von Leugberg einging, namentlich auf den entschiedenen Rat seines Bruders P. Eusebius hin. Ende der 60er und anfangs der 70er Jahre hatte er sehr viel Arbeit als Obmann des Draubauvereines und als

Mann des Vertrauens seitens der Bevölkerung betreffs Grundablösung beim Bau der Südbahn.

Auch Rainer hatte seine Gegner; „ein Prozeß, der sich zwischen seiner Zuständigkeitsgemeinde und dem Draubauverein entwickelte, bot den paar Gegner, die seine öffentliche Tätigkeit bekämpften — meistens aber ohne Erfolg, Gelegenheit“, seine Absehung als Vorstand des Draubauvereines zu erwirken (1872) ein Beispiel des traurigen Loses vieler ehrlichen Männer, die die Vollkraft ihres Lebens in den Dienst der Gerechtigkeit stellen und ihre schönsten Jahre dem Wohle anderer opfern!

Die letzten Lebensjahre lebte Rainer in Zurückgezogenheit seiner Familie und seinem Hauswesen; er starb, wie er gelebt, als Christ und Mann, am 4. Mai 1885. Der zweiten Ehe entsprossen 4 Kinder, Stamhalter war Franz, geboren 1. April 1865; er vermählte sich 1891 mit Anna Hanzer. Der Bezirk entsandte ihn als seinen Abgeordneten in den Landtag. Stets genoß er das volle Vertrauen und die Achtung aller, die ihn kannten. Leider starb der verdiente und geachtete Mann schon im Alter von 47 Jahren, am 30. März 1912 in Salo; er war der Vater des heutigen Besitzers Anton Rainer, der heute am Seckenhofe wohnt, in allem getreu den heute am Seckenhofe wohnt, in allem getreu den von Geschichte ihr höchstes Lob ist.

—ter.

Zauberhafte Geldbeschaffung.

Aus einem Büchlein aus Schläiten vom 17. Jahrhundert, das eine Schatzbeschwörung enthält, ist von späterer Hand, aber wohl auch noch aus dem 17. Jahrhundert, eine Anweisung eingetragen: „An Kunst das du alle Tag Ein Gulden Bekommen kannst.“ Wir geben der Seltsamkeit wegen den ganzen Text wörtlich her, nur die Unterscheidungszeichen haben wir eingefügt.

„Laß die Ein Jungfrau Ein faden Spin an vieren neuen Sonntag auß Baumwoll Und nimb darzue Wachs Und mach Ein Rhörzn. Die Behalt Bis auf den Carfreitag, alsdann nim zu dir die zwölf Gulden oder Sonst Ein minz. Es mueß aber als ein schlan haben, und opfer sie auf den Carfreitag Unsers Herrn sein Bitter Bildnis, das Es niemandt sieht. Darnach höb die Gulden wider auf Und trags in dein Hauch und Laß Ein feubl umb 9 Rhrer darst ligen anstatt der selben Gulden. So es nacht wirdt, gehe in Ein ort, das dich niemandt wais, zünd die Rhörzn an Und Bel Vor Unser frauen Bild 100 Valer Unser auf den Rhölen Und Stee wider auf Und Hob Wider an zu Zöhl hinter sich Und fürsch 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 12, 11, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1. Das Zöhl tue so lang, Biß daß Unser Lieber Herr Fronleichnam solt Verwandelt werden. Der Gulden werden 13. Märkh denselbigen genau, der darzu ist khomen. Tue ihu in dein Truchn, so wirdt ale

Tag Ein Gulden darzue khömen. Den erst Gulden, den du darvon nimst, Laß Mößn Löhn Und die andern Gul Behalt.“

Bemerkung fügt der Schreiber hinzu, als ob er die Anweisung schon mit Erfolg ausprobiert hätte. Das Bezeichnendste am ganzen Zauber ist, daß er nicht mit Hilfe des Teufels, sondern mit ausdrücklicher Ausschaltung böser Einflüsse geschieht. Der Zauber wird vorgenommen in der Karwoche, die wegen ihrer großen Heiligkeit von jeher gern zu geheimnisvollem Tun gebraucht wurde, und eine Jungfrau muß den Faden gesponnen haben, weil ganz unberührten Menschen viel größere Kraft inneohnt, und zwar an Sonntagen nach dem Neimond, weil dieser guten Einfluß übt. Das Geld, das dem Herrn geopfert wurde, wird gewissermaßen durch ein Brotopfer abgelöst und vom zauberhaft gewonnenen Reichthum muß etwas zu guten Zwecken verwendet werden, um den Einfluß des Bösen auszuschalten.

Zeiten schwerer Not werken auch im Bestveranlagten großes Geldverlangen und schaffen den Boden für allerhand außergewöhnliche Mittel. Und alle derartigen Bemühungen stecken im Kleid ihrer Zeit; war es früher mancherlei Zauber mit religiösem Gehalt, ist es heute Lotto oder irgendein Glücksspiel.

H. Mang.

Theater in Birgen.

Eine Eingabe der „Nachbarschaft Birgen im Dorf“ an die Gerichtsrau in Hall (S. D. St. N. Cod. III. Fol. 688) zeigt uns die Leiden einer ländlichen Spielgesellschaft, orientiert aber auch über die Absicht der Spiele und kurz selbst über den Inhalt. Sie folgt im Originalwortlaut: „Die Nachbarschaft Birgen im Dorf habe bisher gepflogen, ein und andere Jahr ein Comed oder Tragoed von dem Leben und Leiden Christi und denen Heiligen Gottes franco (?) zu spielen, umb eines theils durch solche das Volklich aufzuwecken, andererseits aber die junge Pusch an denen Feiertagen vom Niesstag abzuhalten und sie dargegen mit derley geistlicher Recreation zu consolieren (?), undeutlich geschrieben! Nunmehr dann auch in diser Absicht unser jetziger H. Bfarret sowohl als der vorige jetzig ein solches nit nur gehen verstatet, sondern was uns zu disen unthlichen Weckh animiret hat. Wenn aber Wür die diskantig: Claiden und Nothwendigkei-

ten bisher von fremb- und fernendtlägigen Orten ableihen miesen, thails dieselben auch gar nit bekomben haben, hiergegen nit zu zweiffen ist, es werden aldrauken im hochlöbl. kgl. D. Stift, oder willnehr bei denen Herren P. P. Jesuiten einige derley alte und schon hinterlägte Claidungen in Borrath sein, Als gelauget an Euer hochgräflich Gnaden unser unlerthenig gehorsambstes Bitten, allforderist zu greßerer Ehr Gottes und seiner Heiligen, jodann auch uns zu einer geistlich Freid: (welche den gemainen Mann seinen jetzigen ellenden Zustand leichter vergessen und sich in die Geduld Klischen machete) einiche Comedi Claiden in hohen Gnaden uns zu procurieren, oder saltem (wenigstens) von dergleichen Requitten oder erforderlichen Saig was zu schrecken.“ Umsonst hatten sich die Birger Hoffnung gemacht, denn die Eingabe trägt auhen den Kanzleivermerk: „Abgewiesen sub 1. Mai 1749“.



Aus Dillgraten und Feltal.

Der Hoßl und sein Bub sind mit dem Schloap grabenaufwärts, Straue ziehen. Der Straukötter steht dick und warm im Winterschnee. Die zwei werfen die Dachrinden ab und legen das Zeug sachgerecht am Boden aus, daß man zuletzt schon binden kann. Dann zeigt der Hoßl dem Buben, der zum erstenmal tut, wie man dem Straukötter mit der Gabel von oben aus beikommt und gibt sich auch an die Arbeit.

Ueber ein Stündl kommt ein Jäger über den Steig zur Niese her, bleibt mit entzerrwunderten Augen und schüttelndem Kopfe stehen. „Ja, Hoßl, was tust denn dacht vanmal, wer werd denn an Straukötter unt'n angien?“

„Wasche woll“, schnaukt der schmitzende Hoßl und schändet mit der Gabel wieder ein paar Tazaldern vom Fußend des Kötters heraus, „obn muß i in Sue lass'n, der derliefert's von unt'n außer woll gar nit!“

Der Birger geht Matrei zu und hat ein Schneuztuchknädel auf dem Stecken. Fragt ihn der Mittel-dorfer, wo er hin geht und was er tut.

„Af Matre geh' i, Grolpm verkafn, mei Alte hat in Zorn ausglaßn!“

Ein Matreier und ein Enderstaurer tun groß, wer beim ürgern Wetter auf dem Lauer gewesen sei. Der Enderstaurer behauptet, er hätt' seinen Rock nit zugeknäffelt gehabt, da hätt' ihn der Wind

durch und getragen bis heim unter die Stadelbrügge.

„Meins dobn, fell ich nicht,“ sagt der Matger, „mir sein a we a'fessn dobn, hat's uns die Kapputz durch va die Schuech außer und aft hets in Karitu Schuechnügl g'schaurt (gehagelt) und lei grau hin all's derschlogn!“

Die Detregger-Stine ist Gott worden. Jung und g'schäftig trägt sie das Bündel Lebendiges zum Pfarrer. Der macht seinen großen Ernst und über-sieht ob der heiligen Handlung ganz, wie wichtig es das Dirndl mit seiner neuen Würde hat und fragt sachlich und gleichmütig:

„Wideragst du . . .“ und legt dabei unversehens zwei Finger auf das Spitzengeug des Laufpollsters.

Die Stine aber mißverstehet den Text und miß-deutet die Handbewegung, wird wütend und kräht:

„Du Lappe, des isch it a wäleschter Sack, des isch a schli Polsterzüchl!“ (Schönes Polsterbezugl.)

Zum kleinen Urchele in Hopfgarten kommt der Nikola. Wie schön er ist, ist nicht zu sagen, die Kluder Augen sind ganz Andacht und Bewunderung. Der Nikola spricht:

„I bin der hellige Nikolaus und kimn jetzt grad vom Himmel herans.“

„O jetzges“, sagt das mitleidige Urchele, „sem werd's dir af der Welt dacht ante tuen!“ (Ante tuen = schwer fallen, hart ankommen.)

Bücherschau



Tiroler Heimat

der neuen Folge I. Band, Heft 1 bringt eine Arbeit von Dr. Hans Voltolini: „Die Wiedereröffnung der Universität in Innsbruck im Jahre 1826“, dann die Weiterführung der Arbeit „Geschichtliche Heimatkunde“ von Univ.-Prof. Wopfner und zwar diesmal „3. Die heimatische Siedlung“, weiter unter „Volkswundliche Mitteilungen“: „Die Verwendung des Schrattengallertls“, endlich die Besprechung heimatkundlicher Bücher.

Der Aufsatz über die Geschichte der Universität bietet ein klares Bild der Förderungen und Hemmungen, unter denen sich die Wiedereröffnung der Hochschule vollzog und wirft Streiflichter auf mancherlei Gebiete des damaligen tirolischen und österreichischen Geisteslebens. Die Ausführungen Prof. Wopfners sind so hochwertig und mustergerig wie jedesmal.

„Burgenland“.

Vierteljahressheft für Landeskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege.

Eine neue Zeitschrift, die wirklich einem Bedürfnis entspricht, dem, mit dem Burgenland näher bekannt zu werden: mit seiner Landschaft, seinen Bewohnern, der kulturgeschichtlichen Vergangenheit dieses Grenzlandes, die sich in grauer Vorzeit verliert, mit der seltsam bunten Fauna und Flora dieser Grenzzone von Alpen und pannonischer Ebene. Die Zeitschrift dient außerhalb ihres landeskundlichen Teiles der Denkmalpflege und Heimatschutzbewegung und bringt in einem „Antlischen Nachrichtenteil“ Veröffentlichungen der kulturellen Aufgaben dienenden Landesstellen. Folge 1-2 in der Stärke von 48 Seiten, die auch 26 Abbildungen enthalten, ist da-

nach angetan, einzuschlagen. Nach einer die Ziele des Unternehmers wissenden Einführung und dem an der Wiege des Burgenlandes gesungenen Gedichte von Alfred Warkentin „Heimland, Burgenland“ besprechen Privatdozent Dr. P. Winkler-Hermaden vulkanische Erscheinungen, Universitätsassistent Dr. O. Sickenberg „Eine tertiäre Zerkub aus dem St. Margarethener Steinbruch“, Dr. A. Barb, Leiter des Landesmuseums, einen prachtvollen römischen Bronzekopf, Hofrat Dr. Alfred Schnerich Eisenstädter Handr-Gedenkstätten, Professor W. Bernhart die Rednitzer Mundart, Dr. H. Graf den alten Volksbrauch des „Blodziehens“ in ebenso gediegener als leicht faßlicher Weise. Der Vorstand des kunsthistorischen Institutes des Bundesdenkmalamtes Prof. Dr. D. Tren berichtet über die Ergebnisse einer kunsthistorischen Bereisung, Hofrat Dr. Gnanoni verweist auf die besondere Bedeutung des Heimatschutzes im Burgenlande, Landesarchiv- undbibliothek und -museen veröffentlichen einiges aus ihren zu den höchsten Erwartungen berechtigenden Beständen.

Heft 3 bringt in reichhaltiger Illustrierung wertvolle Beiträge zu den Themen: Burgenland in der deutschen Dichtung, Das Leithagebirge, Pflanzflora des Burgenlandes, Beiträge zur Urgeschichte des Landes, Volksbrauch in Neckenmarkt, Heimatschutz und Naturschutz, Bildstöcke im Burgenland etc.

Echtes Heimatbewußtsein scheint hier mit dem nötigen Verständnis für die internationalen Grundlagen jeder Wissenschaft im richtigen Einklange zu stehen. Nationale Arbeit im bestem Sinne wird so zum Dienste an der internationalen Menschheitskultur. Das Burgenland kann zu dieser Zeitschrift am wärmstens beglückwünscht werden.

Der Bezugspreis von S 2. - (RM 2. -) für den Jahrgang ermöglicht jedermann die Anschaffung

